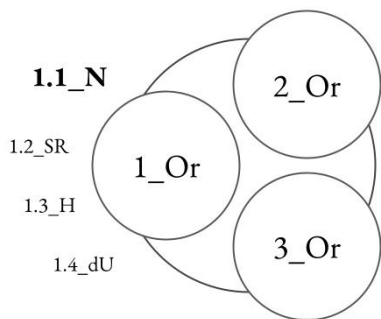


Halbmichel baut Welten

Neiwolf

Der Griff

1.1_N_Or



In der ersten Reihe bebten die Leiber. Der ein oder andere Herr schlug sich vor Lachen derbe auf die Schenkel. Andere zeigten mit ausgestreckten Armen auf die Bühne. Aber nicht nur dort vorne, sondern rings um Neiwolf herum brachen die Menschen in Lärm aus.

Gelächter, höhnisches Geschrei und Kichern.

Neiwolf schwieg. Er ließ den Jungen auf der Bühne nicht aus den Augen, während sich die Menge langsam wieder beruhigte. Sie hatte gar keine andere Wahl, denn die Leute wären reihenweise ohnmächtig geworden, wenn sie nicht dann und wann ordentlich Luft zwischen den Kapriolen der Schauspielenden geholt hätten. Da sich die Nummer gerade ihrem Höhepunkt näherte, war das Publikum mittlerweile an den Rhythmus der geplanten Lacher gewöhnt: Alle paar Sekunden verblüfften die Drei auf der Bühne mit einer neuen Tollerei. Da blieb nicht viel Zeit, um sich wieder zu sammeln, den Hut gerade zu rücken und die nächste Pointe zu erwarten.

Der urwüchsige Mann mit den glattgelegten Haaren, dort oben vor dem Publikum, fackelte nicht lange. Mit dem Jungen, um genau zu sein. Erneut spielte der Kleine seinem Vater einen Streich. Erste Lacher in Reihe Eins! Die Mutter auf der Bühne quittierte den Spaß des Jungen mit wildem Fingerwuchtern. Er hörte partout nicht auf sie!

Noch mehr Lacher.

Neiwolf sah den Jungen durch die Beine des Vaters rutschen. Der große Mann guckte ruckartig nach unten, nur um von seinem Junior im Bocksprung genommen zu werden. Unter tosendem Applaus klammerte der sich nun wie ein Reiter auf einem viel zu großen Pferd an die Schultern seines Vaters.

Das war wohl das Zeichen. Der Mann langte erstaunlich behände hinter sich, packte den kleinen Körper am winzigen Jackett, das genauso aussah, wie sein eigenes – und warf den Jungen in hohem Bogen von sich.

Schreiend sprangen die Gäste der ersten drei Reihen auf. Niemand versuchte auch nur, den Jungen zu fangen. Er knallte auf den Dielen des

Theaterzeltes auf, als müsste alles Leben augenblicklich aus ihm weichen. Doch anstatt dort wie ein nasser Sack liegen zu bleiben, rollte er sich unter der Wucht des Aufpralls ein paar Mal um die eigene Achse, um dann mit gespreizten Beinen und aufgerissenen Augen auf seinem Hinterteil sitzenzubleiben. Direkt vor Neiwolf.

Jetzt tobte das Zelt. Man hätte das eigene Wort nicht verstehen können, bei all der Begeisterung. Neiwolf versuchte erst gar nicht zu sprechen. Er starrte nur in das gespielt verdutzte Gesicht des Kindes vor ihm. Der Kleine konnte nicht älter als vier oder fünf Jahre sein. Eine solche Miene war selbst für Neiwolf, der Millionen Gesichter gesehen hatte, ein ungewöhnlicher Anblick. Die Augen des Kleinen waren groß wie Kastanien, aber dunkler. Kleine Teiche, gefüllt mit einer Ernsthaftigkeit, für die selbst so manchem Erwachsenen noch die Lebenserfahrung fehlte.

Der unverletzbar Junge, so nannten sie ihn. Jetzt hatte Neiwolf selbst gesehen, warum das Kind sich diesen Beinamen redlich verdient hatte.

Der Splint knackte beharrlich. Essam hörte es immer lauter, mit jedem Schritt, den der Esel machte. Falls der kleine Holzstift brechen sollte, wäre er geliefert. Das Wagenrad konnte bei jeder Wendung von der Achse gleiten, und wenden musste er alle paar Minuten. So lang war diese Straße nicht. Die schönste Straße Kairos? Von wegen! Alles, was Essam sah, wenn er den Kopf hob und den schmalen Weg zwischen den Häusern entlang blickte, waren Puzzleteile. Sicher, jedes Haus gab es irgendwo in Kairo, nur nicht so. Das hier war ein Teppich aus bunten Flickern, ein Witz.

Kein Witz war, dass jemand sich die Mühe gemacht hatte, die Latten seines Karrens anzukokeln und mit Erde zu beschmieren, damit das Gefährt alt aussah. An Ersatzteile hatte jedoch niemand gedacht. Im Schuppen hinter der Moschee stand eine kleine Flotte von Handwagen, Karren und ein, zwei Kutschen. Alle neu, alle notdürftig zusammengehämmert wie Essams Karren.

Er konnte sich morgen irgendeinen anderen nehmen, falls der Splint diese Schicht durchhielt. Sollte sich einer der anderen Statisten damit plagen! Was interessierte es ihn? Essam hatte mehr als einmal selber eine klapprige Requisite übernommen und sich dann vor dem Chef erklären müssen, als sie ihm unter den Händen kaputtging. Wenn man Pech hatte, was meistens der Fall war, musste man selber für den Schaden aufkommen.

Der Splint knackte weiter im Rhythmus, in dem der Esel trottete. Essam konnte schwören, dass es bedrohlicher aus der Halterung knarzte, als noch vor ein paar Minuten. Eine Stunde! Länger musst du nicht halten, herrschte er das Stück Holz an – natürlich nur in seinem Kopf, schweigend. Die Gäste durften beim Flanieren in dieser Spielzeugwelt nicht gestört werden.

Wer auffiel, der flog raus.

Essam lenkte den Gang des Esels behutsam in eine Kurve. Die schönste Straße Kairos war zu Ende, wieder einmal. Dies hier war zum Glück die Kurve, in der das lädierte Wagenrad innen lag. Während der Esel den Karren im Halbkreis um seine Achse drehte, drückte die Last des Wagens gegen den Splint und das Lager. Es knackte darin in neuen, bedrohlichen Facetten, während das innere Rad sich im Sand drehte.

Geschafft!

Sorgen machte Essam die Kurve am anderen Ende der Straße. Er würde sie noch dreimal nehmen müssen, bevor er den Karren loswerden konnte. Dort hinten, am anderen Ende, war das kaputte Rad außen, so dass die Wende es vom Karren weg drückte. Essam nahm sich vor, besonders langsam in die Kurve zu gehen. Er hatte keine Lust, zum Gespött der Leute zu werden, sich wegen einer peinlichen Panne später anherrschen zu lassen, und zu allem Überfluss auch noch für den Schaden aufzukommen.

Das Knacken hörte nicht auf. Wenigstens wurde es nicht schlimmer, beruhigte sich Essam, während er den Esel so langsam führte, wie es nur ging. Er musste den Karren nur möglichst gerade rollen lassen.

Links neben ihm drangen Gesang und Gelächter aus einem Straßencafé.
Einfach gerade rollen lassen...

Rechts überboten sich die Händler, die in Wirklichkeit keine Händler waren, mit schrillen Schreien beim Lobhudeln ihrer Keramiken und Teppiche. Essam hörte Mariks pfeifende Lunge heraus, obwohl er versuchte, das Spektakel zu ignorieren.

Einfach gerade rollen lassen...

Ein schickes Paar guckte nicht vor die eigenen Füße und kreuzte den Weg vor Essam und dem Esel. Er musste das Tier anhalten und die Frau in ihrem kegelförmigen Kleid samt Mann im Frack vor lassen, um ihnen nicht in die Hacken zu fahren. Das tat Essam mit einem Lächeln, ganz nach Vorschrift. Das machte nichts. Stoppen und anrucken ging nicht auf die Achse, kein Problem.

Einfach gerade rollen lassen...

Erst das Milchgesicht machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

»He!«, rief Essam mit der köchelnden Nervosität, mit der Ganoven ihre Kumpane vor der Gendarmerie warnten: ohrenbetäubend leise.

Der junge Mann hörte Essam nicht. Er stand neben seinem eigenen Karren, und damit mitten im Weg.

»Das kann doch nicht wahr sein!«, schimpfte Essam, zerrte dabei jedoch bereits am Strick, mit dem er den Esel aus der Spur lenkte. Er hatte keine Zeit, sich mit dem Milchgesicht anzulegen. Mit einer möglichst sanften Biege manövrierte Essam sein bedrohlich knarrendes Gefährt am Hindernis vorbei.

»Faulpelz!«, zischte er noch durch die Zähne, als er den schlaksigen Burschen passierte.

Eine Reaktion bekam er nicht.

Der Schlaksige hatte keine Eile. Was in Essam vorging, hätte er nicht verstehen können, selbst wenn sein Kollege ihm das Dilemma aus Material, Zeit und Gehaltseinbuße erklärt hätte. Nein, er stand hier seelenruhig und verzaubert. Dort hinten, wo die schönste Straße Kairos endete, erhob sich der Eiffelturm über die Weltausstellung – und das Milchgesicht konnte sich nicht daran sattsehen. Er hatte sein ganzes Leben noch nicht so viel Stahl auf einmal gesehen, so eine Konstruktion, so eine schwindelerregende Höhe. Dieser

Turm thronte so unübersehbar und majestätisch über der Stadt, als ob er schon immer über sie geherrscht hätte. Hundert Jahre vielleicht, nicht die paar Tage, seit Eiffel das Werk höchstpersönlich eröffnet hatte. Vielleicht war das eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen, zwischen Turm und Statist. Sie sahen beide älter aus als sie waren. Der tagträumende Mann in Essams Weg war in der Tat schlaksig, aber keineswegs ein Mann. Er war ein Junge, gerade 15 Jahre alt geworden.

Neue Gäste tröpfelten einzeln in das Schauzelt, während viele alte gingen. Der unzerbrechliche Junge war die Attraktion, für die viele ihren Eintritt gezahlt hatten. Der Kartenspieler, der dieser Familiennummer nachfolgte, hatte es diesen Abend schwer, das Publikum zu halten. Und das, obwohl er die Hälfte seines Kartendecks aufaß.

Neiwolf setzte sich abseits der Zuschauerbänke, an den Bühnenrand, dort, wo der Junge die Beine baumeln ließ. Seine Arbeit war getan. Er sah lustlos aus, keineswegs schlecht gelaunt, aber erneut mit einer Aura, die nicht gerade kindlich wirkte.

»Darf ich...?«, fragte Neiwolf höflich, bevor er an den Jungen heranrutschte.

Der Junge sah den baumlangen Menschen prüfend an. Selbst im Sitzen war der Fremde gut und gerne dreimal so hoch wie er selbst.

»Das war eine tolle Nummer!«, lobte Neiwolf.

Und hielt dem Kind eine gefaltete Banknote hin. Der Junge nahm sie.

»Redlich verdient!«

»Danke...«

»Ich habe eine Frage«, sagte Neiwolf mit gedämpfter Stimme, um das Bühnenprogramm zu seiner Linken nicht zu stören.

»Schießen Sie los«, ermutigte ihn der Junge mit der Gönnerhaftigkeit eines viel älteren Künstlers.

»Tut das nicht weh?«

»Was, das Hinfallen?«

Neiwolf nickte.

»Dein Vater...«, fuhr er fort und stockte. »Ist das wirklich dein Vater?«

Nun nickte der Junge.

»Also, dein Vater hat dich durch das halbe Zelt geworfen.«

»Das machen wir jeden Abend so.«

»Wirklich?« Neiwolf guckte so erstaunt, wie er nur konnte. An dem Jungen schien die Bewunderung jedoch abzuperlen wie Wasser an einem Stück Blech.

»Und du bist nicht verletzt?«

»Nein«, sagte der Junge bestimmt.

Neiwolf wiederholte seine anerkennende Mimik.

»Du hast dir noch nie etwas gebrochen dabei?«

»Nie!«

»Dann ist das doch ein Trick!«, provozierte Neiwolf die kleine Figur an seiner Seite, die mit ihren noch immer baumelnden Beinchen auch eine Bauchrednerpuppe hätte sein können.

»Kein Trick!«, sagte der Junge gelassen. »Du musst einfach nur gut fallen können.«

»Gut fallen?«

»Wissen, wie man sich abrollt und nichts tut. Gut fallen eben...«

Neiwolf sagte nichts. Stattdessen ließ er seinen Blick kurz durch das Zelt mit all seinen bunten Tüchern und sonstigen, leicht transportierbaren Dekorationen wandern.

Er grübelte.

»Ich habe kein Talent für's Fallen«, murmelte er schließlich.

»...weil du so groß bist?«, fragte der Junge gegen.

Neiwolf lachte. Einer der Zuschauer am Rand hörte es, dachte jedoch, hinter der Bühne müsse ein Kraftmensch seine schwere Eisenkette über die

Dielen schleifen. Er wäre nicht im Traum darauf gekommen, dass dieses Geräusch aus einer Kehle kam.

»Nein, mein Junge«, sagte Neiwolf amüsiert. »Das ist es nicht...«

Er dachte an den Sturz. An den einzigen Sturz, der wichtig war, ganz egal wie oft er sich seitdem im Staub wiedergefunden hatte.

»Manche Stürze kann man nicht abrollen...«, sagte er.

...weil es keinen Boden gibt, dachte er. Weil er und die Anderen so lange vom Himmel in die Tiefe gestürzt waren, bis sie von der schmerzhaften Erinnerung an das, was sie nie mehr wiedersehen würden, restlos aufgeessen worden waren. Weil es am Ende dieses Sturzes keinen Aufprall gab, nur jenen endlos scheinenden Nebel, der sie alles vergessen ließ.

Aber das sagte er nicht.

»Hast du dir denn schon einmal was gebrochen?«, fragte der Junge.

»Ich?«

Neiwolf lächelte.

Er war schon immer größer gewesen. Als das Milchgesicht noch nicht einmal lesen konnte, wurde er des Öfteren beim Spielen von Erwachsenen angeschimpft, warum er denn nicht in der Schule sei. Als Schüler wiederum fand er wenig Freunde. Er sah den Anderen aus wie ein Erwachsener. An seinem 15. Geburtstag schließlich hatte er zu seiner Größe noch einige Kanten im Gesicht entwickelt, so dass seine Eltern vor Amtsträgern beweisen mussten, dass der Junge noch nicht zum Militär konnte.

Die meisten Menschen schienen nicht in sein Gesicht zu gucken. Nicht, sobald er sie überragte. Nur selten redete er mit jemanden auf Augenhöhe, also buchstäblich. Hier schon gar nicht. Auf dem Papier befand er sich in Paris, aber nie verschlug es ihn außerhalb des Geländes der Weltausstellung. Die Sprache verstand er nicht, also versuchte er sich erst gar nicht in Konversation mit Franzosen. Mit seinen Landsleuten pflegte er aber auch

kaum Umgang. Er hatte mit Dutzenden von ihnen die Überfahrt nach Marseille gemacht; gemein hatte er dennoch wenig mit ihnen. Die Männer waren wegen des Geldes hier, er nicht. Davon abgesehen konnte er auch nicht mitreden, denn was die Anderen aufregte oder zum Tuscheln hinter vorgehaltener Hand veranlasste, verstand er nicht. Er war noch klein gewesen, als plötzlich Engländer und Franzosen in den Straßen von Kairo auftauchten. Die Männer, mit denen das Milchgesicht die Überfahrt gewagt hatte, empfanden die Besetzung des Landes wie einen Schnitt ins Fleisch, der auch Jahre später nicht vernarbt war. Zu Hause und an Deck diskutierten sie über Staatsschulden, den Suez-Kanal und die Verbannung des großen Generals, dessen Name sich das Milchgesicht nie merken wollte.

Das alles war ihm egal. Es gab nur einen einzigen Grund, warum er sich vor vielen Wochen in die öffentliche Versammlung in seinem Viertel eingeschlichen und über sein Alter gelogen hatte. Die Männer hatten über den seltsamen Geschäftsvorschlag der Abgesandten aus Paris gegrübelt, stellten Fragen nach Kost und Logis, während das Milchgesicht die Augen nicht von der langen Stoffbahn nahm, auf der eine detailgenaue Skizze der Weltausstellung prangte.

Mittendrin dieser fantastische Turm...

Er hatte sich nicht getraut, vor all diesen Erwachsenen nach dem Turm zu fragen. Zu seinem Glück gab es ein, zwei Bemerkungen von anderen Anwesenden. Die Abgesandten schienen erstaunlich wortkarg darauf einzugehen. Fast hatte das Milchgesicht den Eindruck gewonnen, dass sie selber nicht genau wussten, was es mit dem Turm auf sich hatte. Er schien den Franzosen beinahe peinlich zu sein.

Am Ende war das egal gewesen. Das Milchgesicht hatte unterschrieben, direkt vor Ort und ohne zu zögern. Er würde nicht vermisst werden, und ein paar Monate Arbeit auf dem fremden Kontinent waren nicht lang. Die einzige Sorge, die er gehabt hatte, war, ob die Fremden mit ihrer Skizze nicht übertrieben hatten. Wie konnte ein Gebäude so hoch sein? Wie konnte es bis in die Wolken ragen?

Jetzt konnte er sich jeden Tag aufs Neue davon überzeugen, dass die Menschenfänger in Kairo nicht übertrieben hatten – jedenfalls nicht, was den Eiffelturm betraf. Die Wut seiner Kollegen über sonstige Schönfärberei und gebrochene Versprechen lag ihm fern. Nein, er wurde nicht müde, dieses Wunderwerk aus Stahl und Elektrizität zu studieren. So oft er konnte, ließ er seinen Karren stehen, um zu glotzen.

Und um den Turm zu fühlen.

Das tat er nur nachts. Tagsüber tat er so, als wäre die schönste Straße Kairos wirklich in Kairo und als ob er dort ganz normaler Arbeit nachgehen würde. Im Kreis zu gehen, ohne jemals seine Waren (leere Büchsen und bemalte Kisten) abzuliefern, war natürlich nicht, was irgendjemand in Kairo tat. Doch dies war eben Schauspiel, so viel hatte das Milchgesicht verstanden.

Nachts konnte er sich frei bewegen. Es zog ihn immer wieder hinaus aus den Unterkünften hinter der Kulisse seiner Heimatstadt, hinaus auf die Verbindungswege und bis unter den Turm. Er ging weit nach Mitternacht, wo er ungestört um die gigantischen Füße des Turms kreisen konnte. Er betrachtete die exakt eingepassten Träger aus Schmiedeeisen, vernetzt wie von einer überweltlichen Spinne gewebt. Er befühlte die faustgroßen Niete. Nie wurde ihm das über. Es gab so viel zu verstehen, so viel zu entdecken. Er fand mehr Details und handwerkliche Kostbarkeiten in dieser kalten Konstruktion als so mancher Kunstliebhaber in Gemälden der alten Meister.

Am meisten verstand er dieses Bauwerk aber, wenn er es umarmte. Dafür suchte er sich eine geschützte Stelle an einem der Eckpfeiler, prüfte, ob er wirklich allein im kleinen Park unter dem ersten Geschoss des Turms war, um dann den abfallenden Betonfuß hinaufzulaufen, aus dem die Eisenträger in die Höhe wuchsen. Das war keine Herausforderung. Diese künstliche Brüstung war nicht viel höher als er selbst. Mit ein paar abgesicherten Schritten stand er bald obenauf, drückte sein Gesicht gegen das Eisenskelett und hakte sich mit den Armen zwischen den Streben ein.

Ein wunderbares Gefühl! Auch in den warmen Sommernächten fühlte sich das Metall angenehm kühl an. Das Milchgesicht rieb abwechselnd die

Wangen dagegen. Er hätte sich lächeln gesehen, wenn er sich dabei denn beobachten hätte können.

Andere beobachteten ihn dafür. Eines Nachts hatte das Milchgesicht nicht aufgepasst. Oder die vier jungen Männer hatten sich angeschlichen. So oder so standen sie plötzlich hinter ihm und begafften vom Boden aus die schlaksige Gestalt, die vor ihren Augen einen Stahlträger umarmte.

Das Milchgesicht erschrak, als er in seinem Rücken angesprochen wurde. Er drehte sich peinlich berührt um, versuchte dabei aber, sich das nicht anmerken zu lassen. Es half, dass er den Mann nicht verstand, denn er sprach Französisch.

»Was du da machst, habe ich gefragt«, wiederholte der junge Mann, dieses Mal auf Arabisch.

Das Milchgesicht schwieg. Er dachte nicht im Traum daran, die Wahrheit zu sagen. Dass es sich einfach gut anfühlte, seine Haut auf dem Metall zu spüren. Dass er meinte, die ganze Konstruktion zu verstehen, wenn er die Augen schloss und diese kleine Stelle hier am östlichen Fuß umarmte. Nein, er konnte das nicht sagen. Zwei der jungen Männer sahen so aus, als ob ihnen langweilig war, und Langeweile mitten in der Nacht bedeutete Ärger. Einer von ihnen legte den Kopf schief, der andere hatte eine ramponierte Nase. Die übrigen Beiden konnte das Milchgesicht nicht so leicht einschätzen.

»Nach was sieht es denn aus?«, fragte er.

»Wie knutschen«, entgegnete der mit dem schiefgelegten Kopf.

Das Milchgesicht lachte verächtlich.

»Quatsch«, schob er einsilbig nach.

Und dabei schlotterten ihm die Knie. Er vergaß wie so oft, dass die Menschen ihn anders sahen als er sich selbst. Zum einen war er größer als jeder der Vier. Zum anderen hatte er für sein Alter eine bemerkenswert volle und tiefe Stimme. Dass er Angst vor den jungen Männern hatte, konnten sie nicht sehen, obwohl wenigstens derjenige mit der ramponierten Nase gute Übung darin hatte, Schwächere treffend maßzunehmen.

»Was soll das dann werden?«, fragte einer der beiden, die bisher geschwiegen hatten. Er lallte.

Das Milchgesicht überlegte, so schnell er konnte.

»Klettern...«, murmelte er.

Die Vier sahen sich abwechselnd an, dann instinktiv den Turm hinauf.

»Ich bin dabei!«, sagte der mit dem schiefgelegten Kopf. Er riss sich die dünne Leinenjacke vom Oberkörper und spuckte demonstrativ in die Hände. Der Lallende drückte mit einem Grunzen aus, dass er diese Entschlossenheit voll unterstützte. Die anderen Beiden wechselten sich mit ermutigenden Sprüchen ab, während sie ihrem Kumpan auf den Rücken klopfen.

Das Milchgesicht versuchte zu verarbeiten, was gerade geschah. Es ging ihm zu schnell.

»Du bist mir einer!«, lobte der Mann, der jetzt nur im Unterhemd, jackenlos den steinernen Anstieg auf die Brüstung in Angriff nahm. Ein paar Sekunden später standen sie auch schon zu zweit dort oben.

»Ich will sehen, was du drauf hast...«

»Was?«, stammelte das Milchgesicht. Er verstand nicht.

»Oder kriegst du kalte Füße?«

»Kalte Füße? Nein...«

»Ich sage, wer höher kommt, gewinnt!«, warf der vierte junge Mann ein, der als einziger noch nichts gesagt hatte. Er trug ein breites Grinsen im Gesicht und war bei genauerer Betrachtung mindestens so betrunken wie der Lallende. Seine Zunge hatte er aber besser im Griff. Und seinen Sinn für ein ordentliches Duell.

»Geh auf die andere Seite«, riet er dem Jackenlosen. »So kommt ihr euch nicht in die Quere, aber könnt euch trotzdem sehen.«

Der Jackenlose hielt das für einen guten Plan. Er ging um die nächste Ecke des Pfeilers, so dass er das Milchgesicht nur noch durch die Hohlräume der Eisenstreben sehen konnte. Sie standen nun keine drei Meter voneinander entfernt, wie zwei Bergsteiger vor einer ziemlich steilen Felswand.

Das Milchgesicht suchte nach einem Ausweg, doch die drei anderen Männer gaben ihm keine Gelegenheit für Ausreden. Sie drehte ihn an den Schultern um, in Richtung des Turms, und gaben ihm ein paar freundschaftliche Klapsse als Startsignal.

»Teufelskerl!«

»...auf, auf!«

Der Lallende steckte Daumen und Zeigefinger in den Mund, guckte die Kontrahenten aus den Augenwinkeln an, und piffte dann einmal kurz – und so gedämpft er konnte – zum Start.

Der Jackenlose spuckte noch einmal in die Hände, bevor er sie an eine schräg verlaufende Eisenstrebe setzte. Er musste mit den Füßen ein paar Mal an- und wieder absetzen, bevor er Halt fand. Dann aber kletterte er geduldig und erstaunlich talentiert los.

»Nun mach' mal los, Freund!«, forderte der Mann mit der rampo- nierten Nase, als das Milchgesicht sich nicht rührte, sondern nur mit großen Augen die Bewegungen des Anderen verfolgte.

»Kneifst doch nicht etwa?«

Die Antwort kam stumm, mit Händen und Füßen. Jetzt hing auch die schlaksige Gestalt des Milchgesichts zwischen den Streben.

Er kam langsamer voran. Was seine langen, dünnen Gliedmaßen an Geschwindigkeit einbüßten, machten sie jedoch mit ihrer Länge wett. Wie eine Spinne kroch das Milchgesicht höher und höher. Das Herz pochte ihm bald bis zum Hals, denn er kam besser voran, als er wollte. Und er wollte nicht klettern. Er wollte alleine sein, weg von diesen Männern.

»Der überholt dich!«, hallte es von unten zu den Kletternden. Der Ruf galt dem Jackenlosen, der daraufhin kurz pausierte, um nach seinem Gegner zu sehen. Tatsächlich! Plötzlich waren sie gleichauf. Der Jackenlose guckte über seine Schulter hinab, um die Höhe zu prüfen.

Gut und gerne drei Meter, schätzte er.

»Na warte...«, zischte er angestrengt zwischen den Zähnen hervor, während er einen beherzten Griff nach einer Niete wagte, von der er nicht sicher war, ob sie noch in seiner Reichweite hing.

Doch sie tat es.

Das Milchgesicht beobachtete das Manöver. Er hatte seinerseits geschaut, ob der Andere aufgegeben hatte. Jetzt schien der Jackenlose beflügelt von dieser Aktion. Seine Kumpanen feuerten ihn an.

Dann traf den Schlaksigen ein kleiner Stein am linken Bein.

»Wer gefriert, verliert!« lallte es dem Stein nach.

Noch einer kam geflogen, verfehlte sein Ziel aber und klackte neben einer Hand des Milchgesichts gegen das Eisen. Sein Herz reagierte mit einem ungewollten Galopp. Er begann augenblicklich zu schwitzen, noch viel mehr als er es vor Anstrengung ohnehin schon tat.

Er schloss die Augen. So konnte er seine Tränen für einen Moment unterdrücken. Da er nun aber nicht mehr sah, wonach er greifen konnte, übernahmen seine anderen Sinne. In all der Aufregung kehrte das vertraute Gefühl des kalten Eisens auf seiner Haut zurück, das er zuvor nur in absoluter Stille gespürt hatte. Er roch das Gemisch aus Lack und Eisen, das seit Wochen verflogen war. Das half gegen die Angst.

Mit seinem spinnenartigen Gang überwand er die Schockstarre. Wenig später fand er sich am ersten Verbindungspunkt aus acht Streben wieder. Die, an die er sich klammerte, kam von unten rechts. Er konnte ihr nicht länger folgen, weil der Knotenpunkt, an dem alle Streben wie Straßen eines Kreisverkehrs zusammenkamen, zu breit und glatt war, um ihn zu überklettern. Stattdessen blieb er auf der Seite, von der er gekommen war, langte nach dem Querträger über ihm und zog sich hoch. Dann wiederholte er das Manöver mit zitterigen Händen, so dass er den schrägen Träger darüber erreichen konnte, der wieder zurück zur Ecke des Turms führte. Nur weiter in die Höhe statt hinab.

Der Jackenlose studierte den Weg des Milchgesichts, während er heftig atmete. Er hatte jetzt Zeit, denn auch er war an einem Knoten angekommen.

Unter einer ordentlichen Fluchtirade, mit der er sich innerlich selbst beschimpfte, hatte er beschlossen, nicht weiter zu klettern. Das reichte. Ihm wurde flau im Magen. Der Wein nahm Rache dafür, dass diese nächtliche Anstrengung nicht mit ihm abgesprochen war.

So hing der Jackenlose, zwar bemault von seinen Kumpanen unten am Fuß des Pfeilers, dennoch wie in Trance durch den Anblick des nicht stoppenden Milchgesichts. Der Kerl hatte nicht nur die Ecke des Turms wieder erreicht, sondern nahm die nächste Strebe innenwärts.

»Verflucht!«, setzte der Jackenlose seine Tirade fort, dieses Mal hörbar.

Das Milchgesicht erreichte unterdessen den nächsten Knoten in der Mitte des Pfeilers. Und weil niemand ihm sagte, dass er gewonnen hatte, fürchtete er, wieder einen Stein verpasst zu bekommen, wenn er nicht weiterkletterte. Er hatte keinen Kopf dafür, dass die Männer ihn so weit oben kaum noch treffen konnten. Wie hoch er es geschafft hatte, ahnte er nicht.

Auf eine eigenartige, unterbewusste Weise ahnte er es aber, als er fiel.

Für diesen einen Griff nach dem Querträger über dem Knoten fehlte die Kraft, die das Milchgesicht dachte, seinen Fingern mitgegeben zu haben. Sie glitten vom Metall, und der Fuß, mit dem er den nächsten Schritt nach oben sichern wollte, trat aufgeschreckt vom Missgeschick der Hand ins Leere. Der schlaksige Junge neigte sich unrettbar nach rechts, wehrte sich vergeblich gegen die Schwerkraft und stürzte mit den Armen rudern in die Tiefe.

Mit der Hüfte traf der Körper den unteren Querträger, den das Milchgesicht erfolgreich überwunden hatte. Der Aufprall ließ ihn wie einen Kreisel um die eigene Achse drehen – für den Rest des Weges nach unten.

Auf die Brüstung traf er kopfüber. Das dumpf klatschende Geräusch vergaßen die drei Männer am Boden nie. Der letzte Rest Trägheit des jetzt leblosen Körpers ließ ihn die schiefe Mauer hinabrutschen wie einen schlaffen Sack Getreide, der nur halb gefüllt war.

Keiner der Drei sagte etwas, als hätten ihre zugeschnürten Kehlen einen Pakt geschlossen. Ausgerechnet der Jackenlose, der eben noch als einziger mit sich gehadert hat, schüttelte den Schock am schnellsten ab. Vorsichtig machte

er sich an den Abstieg. Er brauchte er eine gefühlte Ewigkeit, bis er wieder Boden unter den Füßen spürte.

Das gab seinen Kumpanen Zeit, ihre Sprache wiederzufinden. Sie berieten sich, als der Jackenlose zu ihnen stieß. Wieder vereint hockten sie nun alle im Kreis um den grotesk verdrehten Leib am Boden.

Sie lebten hier auf dem Gelände, wie das Milchgesicht. Sie konnten keine Fragen gebrauchen. Und keiner von ihnen wollte vorzeitig nach Hause geschickt werden – oder Schlimmeres.

Bei all ihren geflüsterten, panischen Überlegungen kamen sie nicht darauf zu überprüfen, ob die zermartete Gestalt in ihrer Mitte vielleicht noch lebte. Das konnte ja nicht sein, nicht mit dem um 45 Grad verrenkten Genick. Nicht mit all dem Blut, ganz abgesehen von den übel gebrochenen Beinen.

Und so kamen sie seinem unmerklich schwachen Atmen nur nahe, als sie den widerstandslosen Körper mit vereinten Kräften anhoben. Ihr eigenes Geschnaufe, das Adrenalin in ihren Adern und die verzweifelte Suche nach dem richtigen Weg waren jedoch alles, was die Vier wahrnahmen.

Sie schlugen sich durch ein paar Buschreihen, um nicht die angelegten Wege unter dem Turm queren zu müssen. Die Plackerei dauerte nicht lange. Die Mauer zur Seine lag hinter den letzten Büschen, und auch die Treppe zur Anlegestelle, an die sich der mit der ramponierten Nase erinnert hatte. Die Vier schlepten ihre Last so leise wie möglich die steinernen Stufen hinunter, aber nur so weit, bis sie den Körper auf die angelegte Barkasse sacken lassen konnten. Dann knobelten sie aus, wer sich auf das Schiff stehlen musste, um die Leiche notdürftig mit einer Plane abzudecken.

Auf dem Weg zurück auf das Gelände der Weltausstellung schwiegen die jungen Männer. Und sprachen auch künftig nicht mehr miteinander.

Der Kapitän kannte sich aus. Mit Schiffen, Flüssen und mit Ärger. Letzteren roch er zehn Meilen gegen den Wind. Er konnte keinen Ärger gebrauchen. Am Nachmittag machte er eine Runde über das Deck, das sich wie eine langgestreckte Zunge vor seinem Führerstand ausrollte. Die Plane

über der Kohle im Bauch des Schiffs spannte straff an den dutzenden Befestigungsleinen. Über eine nach der anderen musste der Kapitän steigen, um seinen Weg bis zum Bug gehen zu können. Eile hatte er nicht. Er paffte gleichgültig an seiner Pfeife, während er nach vorne schlenderte. Es war völlig überflüssig, die Befestigungen zu überprüfen. Das hatte er erst vor drei Tagen beim Beladen gemacht. Der Kapitän wollte sich einfach die Beine vertreten. Ein halbherziger Griff an die Sparren hier, einmal da; der Reflex saß zu tief, als dass seine Hände stillgehalten hätten.

Kurz vor dem Bug fand er den Planenflicken, den er eigentlich aufgerollt neben der Reling vermutet hatte. Er lag ausgebreitet vor der Kohleladung, wie ein Auswuchs der großen Plane. Und er gehörte dort nicht hin.

Das roch nicht nach Ärger. Das stank danach.

Der Kapitän wusste, dass die Plane sich nicht selbstständig gemacht haben konnte. Sie bedeckte etwas, und das war das Problem. Dafür musste der Kapitän nicht erst nachsehen. Er war schon beklaut worden, hier auf dem Schiff. Diebe nahmen aber etwas weg. Diebe brachten nichts mit.

Nachdem er inspiziert hatte, was sich unter der Plane befand, machte sich der Kapitän um den Bug herum zurück auf den Weg zum Führerstand. Er stopfte sich dabei die Pfeife nach, grübelte, und stieg in aller Ruhe über die Abspannungen auf dieser Seite. Dass er Ärger nicht gebrauchen konnte, bedeutete nicht, dass er nicht damit umgehen konnte. Er setzte seine Fahrt fort wie geplant. Allerdings machte er abends nicht den Zwischenstopp, den er hatte machen wollen, sondern fuhr weiter die Seine hinauf. Er hielt es für besser, nicht anzulegen. Noch nicht.

Als es finstere Nacht war, drosselte der Kapitän die Motoren. Arme Seele, aber es half ja nichts! Er schlich sich wieder zum Flicken, entfernte die Plane und machte sich bereit, die Leiche zur Reling zu rollen, um sie dort im Schutz der Nacht dem Fluss zu übergeben. Ersteres tat er auch, Letzteres nicht. Das Rollen des Körpers war so einfach nicht. Der Kapitän schnaufte, zu seiner Überraschung aber auch die Leiche. Nachdem er sich versichert hatte,

dass sie tatsächlich gar keine Leiche war, setzte er sich auf seinen Hosenboden und dachte nach.

Eine Ex-Leiche. Vielleicht nicht tot, aber ganz gewiss mit keiner Zukunft im Reich der Lebenden. Der Kapitän hatte ja schon einiges an Verletzungen gesehen, doch das hier...

Das Schiff nahm wieder Fahrt auf. Der Kapitän steuerte eine Stelle am Ufer an, die ihm trotz der Nachtschwärze tief genug erschien, dass er nicht auf Grund laufen würde. Es gelang ihm, den Körper in sein Beiboot zu hieven, auch wenn es mehr ein Sturz als ein Hinablassen wurde.

Die Ex-Leiche beschwerte sich nicht.

Hinter dem Ufer gab es eine kleine Anhöhe, gesäumt von einer Baumreihe. Das kam dem Kapitän zu pass. Er zog den Körper hinauf. Mehr als einmal fragte er sich unter dieser Plackerei, warum er sich das antat. Er meinte die Frage aber nicht wirklich ernst, denn er kannte die Antwort: totes Fleisch über Bord werfen, war das eine, den Kerl ertrinken zu lassen etwas anderes. Dass der es wahrscheinlich nicht einmal gemerkt hätte, machte für den Kapitän keinen Unterschied. Und auch nicht, dass die Ex-Leiche so oder so sterben würde. Er konnte nichts für sie tun. Etwas gegen sie tun, das sah er jedoch auch nicht ein.

Ein Gnadenstoß? Nein, danke. Es schüttelte den Kapitän durch, wenn er daran dachte.

Und so landete das Milchgesicht auf einem achtlos abgestellten Karren hinter der Baumreihe. Diese höchst rasante und höchst ungewöhnliche Entwicklung hatte den Jungen innerhalb eines Tages von seinem Karren in der schönsten Straße Kairos in einen zweiten Karren befördert, der seinem nicht unähnlich war.

Der Kapitän kratzte sich ein letztes Mal am Kopf und besah sich den Weg entlang der Baumreihe. Er war sandig, franste an den Seiten aus und machte überhaupt den Eindruck, nicht besonders beliebt zu sein. Weit und breit nur Wiese. Und dieser einzelne Karren.

Zurück in seinem Führerstand machte sich der Kapitän an die Arbeit. Er stopfte seine Pfeife, fest entschlossen, mit jedem Paffen mehr von dieser Episode zu vergessen.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagte der kleine Junge mit den großen Augen.

»Ach?«, raunte Neiwolf, noch halb in Gedanken.

»Wollen Sie die Schau kaufen?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Vater sagt, dass Sie Zelte in Europa haben. Ganz viele!«

»Brauche ich denn dann noch eins?«, fragte Neiwolf, aber nur, um einen Scherz zu machen. Er hatte nicht vor, mit dem Kind Spielchen zu treiben. Er war weit gereist, um ihn zu finden. Und er war müde.

»Nein, ich bin nicht mehr in diesem Geschäft, mein Junge«, korrigierte er sich selber.

»Oh, seit wann?«

Neiwolf blickte ihn durchdringend an.

»Seit heute...«

Roubaix und der Ärger kamen gut miteinander aus, anders als der Kapitän. Der hagere, kleine Mann mit dem überdimensionalen Zylinder hatte vor wenig Angst oder Respekt. Das half ihm, im Fall des Falles recht unvoreingenommen eine knifflige Situation zu bewerten. Und er fuhr in der Regel recht gut damit, in drohendem Ärger auch eine Gelegenheit zu sehen.

Der Karren am Wegesrand gehörte Roubaix. Die Strecke von seinen Besorgungen zurück zum Variete-Zelt war zu lang gewesen, als dass er ihn hätte in einem Stück bewältigen können. Er fürchtete nicht bestohlen zu werden, also hatte er sich im Schatten der Bäume schlafen gelegt. Der Karren

blieb auf dem Weg. Dass am nächsten Morgen mehr darin lag als er eingekauft hatte...

...Ärger oder Gelegenheit?

Der junge Mann hatte ihm nicht antworten können. Er lebte, ganz eindeutig. Sein Atem ging ruhig und regelmäßig. Fast schon friedlich. Roubaix vermutete, dass der Kerl mehr Glück als Verstand haben musste, denn gleichzeitig fand er den Körper selten geschunden. Den krummen Hals mochte er sich am liebsten gar nicht anschauen, also tat er es auch nicht, sondern spannte das Pony ein.

Nach ein paar Stunden wurde Roubaix von seinen Mitarbeitenden begrüßt. Und die Ladung auf dem Karren atmete noch immer friedlich. Das sorgte für allgemeine Verblüffung, und das wollte etwas heißen, angesichts der Tatsache, dass jede einzelne Person in Roubaix' erweiterter Familie eine Artistin war, eine Attraktion, ein Wunder der Natur oder ein gewiefter Trickser, mit allen Wassern gewaschen.

Madame Marmotte war der Meinung, der junge Mann müsste tot sein. Dafür brauchte sie ihre Tarot-Karten nicht zu befragen. Behüte! Die Karten waren für Höheres gedacht, für Mystisches und Tête-à-Têtes mit dem Schicksal. Wer so einen Genickbruch vorzuweisen hatte, war auf dem Weg in die Unterwelt. Und zwar ohne Zwischenstopp.

Liev, der alte Schlangenmensch stimmte der Marmotte zu. Für ihn, der seit Jahrzehnten jede noch so unglaubliche Biegung mit seinem Körper vollführen konnte, war der Anblick der Knochenbrüche kaum zu ertragen. Er setzte sich vor Unbehagen seine Schlangenmaske auf – ohne es selbst zu merken. Die trug er immer mit sich herum, wie andere ihren Lieblingshut.

Der Eisenfex schüttelte nur stumm den Kopf. Das galt den Schaustellenden mindestens so viel wie ein langer Monolog des Zeremonienmeisters. Niemand arbeitete länger für Roubaix als der Eisenfex. Seine Autorität stammte nicht aus seiner Kraft, dem Umstand, dass er auf der Bühne ein Gefängnisgitter aufbog, hindurchkletterte und es von der anderen Seite wieder geradebog. Der Eisenfex war schlicht der Fels in der Brandung der

Truppe. Er stritt nicht. Er beklagte sich nicht. Er schaute aus den blauen Knopfaugen unter seiner Glatze, strich sich durch den seehundartigen Schnurrbart und gab seine Meinung mit Nicken oder Kopfschütteln preis.

Madame Marmotte ignorierte die Missbilligung, die dem Eisenfex ins Gesicht geschrieben stand. Zumindest tat sie so. Ihr Urteil nahm sie auf jeden Fall nicht zurück.

Roubaix selber war sich nicht sicher. Wie sein deformiertes Fundstück da so auf der Pritsche hinter dem großen Zelt lag, schien auch ihm alle Hoffnung vergebens. Ihm weggestorben war der junge Mann auf dem stundenlangen Heimweg aber in der Tat nicht. Was also tun?

Die Halbzwillinge ergriffen schließlich die Initiative, indem sie die Gafferei beendeten. Alle drei von ihnen machten sich nützlich. Anele verscheuchte alle Schaulustigen. Elena und Cisternie trugen die Pritsche in das Zelt neben der Küche. Zwischen den Kartoffeln, sonstigen Vorräten – vor allem aber Kartoffeln – und voll bepackten Wäscheleinen gab es genügend Platz für ein Bettlager.

Dem Zeremonienmeister passte die Einquartierung gar nicht. Er rückte seine mit lächerlich vielen Orden behängte Uniform empört gerade und rümpfte die Nase, als Roubaix nur mit den Achseln zuckte. Natürlich, dem Chef war es egal! Er musste ja auch nicht alles im Blick behalten, wenn die Truppe jeden Abend wie im Flug hinter dem Vorhang die Rollen wechselte. Der Zeremonienmeister hatte kein Verständnis für Störungen oder Unnützes hinter der Bühne. Auch dafür bezahlte ihn Roubaix schließlich. Seit wann waren sie denn ein Lazarett?

Doch selbst der Zeremonienmeister konnte schließlich seine Neugier nicht länger unterdrücken. Die ersten Tage würdigte er die Pritsche und den Invaliden keines Blickes. Er schaute betont woanders hin, wenn er durch die Zelte und Abspannungen wirbelte, um die Truppe zu organisieren. Es scherte ihn auch nicht, als die drei Halbzwillinge von einem Wunder sprachen. Der Zeremonienmeister hielt das für Unsinn. Irgendwann musste der Fremde den Löffel abgeben. Vielleicht durchlebte er nur ein letztes 'Hurra' seines Körpers,

bevor es zu Ende ging. Sowas gab es! Der Zeremonienmeister hatte schon davon gehört.

Als er Madame Marmotte dabei erwischte, wie sie heimlich ihre Karten nach dem Fremden befragte, wurde der Zeremonienmeister jedoch misstrauisch. Die Marmotte wiegelte zwar ab, offensichtlich fand sie es aber nicht mehr unter der Würde der Karten, sich mit der Zukunft des jungen Mannes zu beschäftigen.

Schließlich testete der Zeremonienmeister den Eisenfex. Er machte sich bei ihm lustig über den Enthusiasmus der Halbzwillinge, in der Hoffnung, der Eisenfex würde ihm beipflichten und abwinken. Tat er aber nicht. Der Fex schüttelte stattdessen den Kopf und klopfte dem viel kleineren Zeremonienmeister freundschaftlich auf die Schulter.

Dann überzeugte er sich selbst.

Der Fremde lag wach. Er konnte sich noch immer nicht bewegen, sein Genick aber, dieses so gräuslich verkantete Uning, sah wieder wie ein Hals aus. Es war über und über mit gelben und grünen Blutergüssen versehen, das schon. Der Kopf des jungen Mannes saß nach diesen wenigen Tagen jedoch einigermaßen vorschriftsmäßig auf den Schultern. Erst, als der Zeremonienmeister skeptisch näher an die Pritsche trat, konnte er noch eine ungesunde Krümmung im Hals erkennen.

Die Halbzwillinge stritten ab, irgendwie versucht zu haben, das Genick zu richten. Das war glaubwürdig, fanden Roubaix und der Zeremonienmeister. Unfälle gab es ständig bei ihrer Schau. Niemand in der Truppe blieb von Verletzungen verschont. Umso besser wusste jede einzelne von ihnen, wann man die Finger von einer lassen sollte. Keiner hier wollte verantwortlich sein, wenn dem jungen Mann die Lebensgeister doch noch entwichen – unter den eigenen, wohlmeinenden Händen.

Noch ein paar Tage später hatte sich die gesamte Truppe an den Neuankömmling gewöhnt. Er gehörte nun praktisch zum Inventar. Die Marmotte begann, die Langeweile zwischen ihren Auftritten neben der Pritsche zu verbringen. Sie erklärte dem jungen Mann die Karten und ihre Bedeutung.

Nicht, dass der ein einziges Wort verstand. Madame Marmotte hatte das schnell herausgefunden, darin aber kein großes Hindernis für Konversation gesehen. Auch die Halbzwillinge hielten sich gerne um ihren Kranken herum auf. Sie konnten vor ihm ihre Tanzeinlagen proben.

Selbst Octavian, der Fischmensch, hievte sich hin und wieder neben die Pritsche auf einen Stuhl. Er vermied sonst jeden Meter, den er nicht zu gehen brauchte, weil die Knochen in seinen zusammengewachsenen, verbreiterten Zehen unter der Last seines Körpers schmerzten. Der Neue schien ihm da ein Leidensgenosse. Er erklärte ihm sitzend, wer alles hektisch an ihnen vorbeistürmte und welche Aufgaben jedes Mitglied von ›Roubaix‹ Raritäten & Verblüffungen hatte.

Der junge Mann nickte nur schweigend. Und wurde Tag für Tag gesünder. Nach zwei Wochen war an seinem Hals nichts Ungewöhnliches mehr zu sehen. Er traute sich auch ezu, aus eigener Kraft das Bett zu verlassen. Seine gebrochenen Beine taten nicht mehr weh, warum also nicht?

Es gelang. Die Halbzwillinge führten einen Freudentanz um den jungen Mann auf. Der Eisenfex hielt sich im Hintergrund, doch der Fremde meinte, ein Nicken in seine Richtung gesehen zu haben. Andere beglückwünschten ihn zu dieser wundersamen Genesung, auch wenn sie nicht verstanden, wie so etwas möglich war. Das ging dem Fremden ganz ähnlich. Er verstand nicht, warum er noch lebte. Verwirrender als diese durchaus existenzielle Frage fand er jedoch ein weitaus praktischeres Rätsel: Als er sich die Hose anziehen wollte, die er seit seiner Umlagerung auf die Pritsche nicht mehr gebraucht hatte, passte sie ihm nicht mehr. Sie war zu kurz.

Eine ganze Hand zu kurz.

Als er sich obendrein in seine Schuhe zwängen wollte, war er vollends ratlos. Er passte nicht mehr hinein. Da war keine Schwellung an seinen Knöcheln, kein Wasser wie in den Beinen eines bettlägerigen alten Mannes, nein. Seine Füße sahen völlig normal aus. Er hätte sich aber schon die Zehen abhacken müssen, um noch in seine angestammten Schuhe passen zu können.

Roubaix sah die Verwunderung im jungen Mann und rieb sich den extraordinären Bart, den er sich jeden Morgen mit geschäftlichem Kalkül in drei spitze Dreiecke freirasierte. Ein Dreieck unter der Lippe, eines nach links von der Oberlippe zur Wange weisend, das dritte fein säuberlich unter der Nase separiert, mit der gleichen Haltung nach rechts. Roubaix dachte immer ans Geschäft, wenn er sich seine Bartinseln strich. Alle wussten das. Niemand sagte ihm, dass sie es wussten.

Roubaix gestikulierte dem Fremden, dass er sich an den Stützpfeiler des Küchenzelts stellen sollte, mit dem Rücken dagegen. Dann nahm er einen Schemel, stellte sich darauf und schnitzte eine Kerbe mit einem Messer in das Holz, genau oberhalb des Scheitels.

Zwei Meter und zwei Zentimeter. Roubaix verkündete seiner Truppe diesen Wert, als hätten ihm Madame Marmottes Karten etwas von den Geheimnissen des Universums mitgeteilt.

Mochte der junge Mann auch die Sprache nicht verstehen, die alle um ihn herum benutzten, so konnte er doch das Maßband lesen, mit dem die Kerbe vermessen wurde. Ihre Sprachen teilten sich diese Striche. Und er versuchte den Anderen klar zu machen, dass sie sich vermessen haben mussten. Er wusste nicht genau, wie groß er war, aber doch nicht so groß!

Roubaix freute sich, dass der junge Mann wieder gehen konnte. Er hatte ihm gerne geholfen, all diese Tage; ihn mit Essen versorgen lassen, den ohnehin schon knappen Platz noch weiter einengend, großzügig akzeptiert, dass der Neuankömmling die ganze Truppe von der Arbeit ablenkte...

Doch, Roubaix hielt sich durchaus für großzügig. Ein Menschenfreund, auch wenn er nicht viel Aufhebens darum machte. Es war eine Sache der guten Erziehung, dass Hilfe in der Not von den Geretteten wertgeschätzt wurde. Und Wertschätzung in diesen Zeiten, mehr als jemals sonst, bedeutete Rückzahlung. Roubaix hätte dem jungen Mann dieses simple Prinzip der gegenseitigen Fürsorge gerne ausführlich erklärt, schließlich hatte er Übung darin. Und die notwendige Geduld, seinen Standpunkte klar zu machen. Zu seiner freudigen Überraschung musste er dem jungen Mann aber rein gar

nichts erklären. Als Roubaix ihm einen Hammer in die Hand drückte und mit den Fingern auf den Eisenfex zeigte, nickte der Fremde nur artig und ging schnurstracks hinüber zum stummen Mann. Der Fex zeigte ihm, wie der Hammer geschwungen werden musste, damit die Zelthaken stramm in die Erde getrieben werden konnten. Sie hieben bald zu zweit auf die Befestigungen des Zelttes ein, immer abwechselnd.

Roubaix war zufrieden. Ein guter Kerl! Der junge Mann verstand seine Schuld. Und Roubaix war nicht nur stolz auf ihn, sondern auch auf sich. Er hatte dem Genesenen sogar neue Schuhe gegeben, nachdem der von der Pritsche gestiegen war – bevor er ihm den Hammer in die Hand gab.

Der Neue machte sich gut. Er widersprach nicht, lernte schnell und hatte eine Kraft, die sein dünnes Erscheinungsbild nicht vermuten ließ. Dass er so groß war, passte Roubaix auch optisch in den Kram. Ungewöhnliche Staturen untermalten seine Raritäten und Verblüffungen. Für einen Riesen reichte es leider nicht, musste Roubaix selbstkritisch anmerken, sonst hätte der Neue diese eine klaffende Lücke in Programm füllen können. Roubaix hatte schon immer einen Riesen vermarkten wollen. Mit zwei Metern und etwas Spucke obendrauf ließen sich jedoch allenfalls die Dörfler beeindrucken. Und Roubaix war auf dem Weg in die Stadt. Woche um Woche zog es die Schau mit Sack und Pack näher Richtung Nantes.

Der junge Mann kam nicht auf die Idee, nach den Konditionen der unausgesprochenen Rückzahlung zu fragen. Wie lange? Welche Arbeit? Welcher Lohn, vielleicht? Er verstand noch immer kein Französisch. Die paar Wörter, die die Halbzwillinge ihm versucht hatten beizubringen, nutzte er so gut er konnte. Verstehen konnte er seine neuen Freunde nicht. Einen Ausweis besaß er nicht, nicht hier. Wo er überhaupt war, wusste er nicht. Zurück nach Paris? Das schien ihm aussichtslos. Er wollte dort nichts. Er hatte dort niemanden. Er war froh, dass er noch lebte, und dieses Wunder wollte er durch gutes Werk an seinen Helfern rechtfertigen.

Nur an den Turm musste er mehr als einmal denken, sehnsüchtig und peinlich berührt zugleich. So sehr er ihn auch wiedersehen wollte, so stark

fühlte er eine vernichtende Scham. Diese perfekte Konstruktion war kein Turngerät. Der junge Mann konnte den Gedanken nicht abschütteln, dass er den Turm mit seiner Kletterei beleidigt hatte. Und durch sein Blut besudelt... Er konnte ihm nicht wieder unter die Augen treten.

So blieb der junge Mann, wo und mit wem er war. Mit dem Eisenfex baute er das große Zelt und die kleineren Bauten an jedem neuen Standort auf und wieder ab. Er war geschickt dabei. Entschiedenes Nicken des Eisenfex wurde zu einer regelmäßigen Auszeichnung für den neuen Helfer. Beim Kochen ging er zur Hand, in den Matinées befolgte er geflissentlich alle Zeichen des Zeremonienmeisters, wenn Lichteffekte mit einem Stück Blech gespiegelt werden mussten, Vorhänge gelüftet oder Utensilien im Halbschatten von der Bühne geräumt. Der Zeremonienmeister musste anerkennen, dass es nichts zu meckern gab an der Einstellung des Burschen. Er machte auch nicht einen einzigen Fehler, sobald jemand ihm mit Händen und Füßen seine Aufgabe erklärt hatte.

Schade, fand der Zeremonienmeister. Er hätte gerne gemeckert.

Bald sah niemand den jungen Mann mehr wie einen Fremden an. Es dauerte nur ein paar Wochen, dann hatte er alle Handgriffe gelernt, jedes Element der Vorstellungen verstanden und benahm sich, als wäre er schon immer Teil der Truppe gewesen. Wo seine Hände gebraucht wurden, packte er zu. Wenn er keine Aufgabe während einer Nummer hatte, schaute er leise und unauffällig von der Zeltwand aus die Vorstellungen an.

Der Eisenfex hatte eine neue Sensation einstudiert. Nach seiner Paradedisziplin, dem Biegen der Gefängnisstäbe, ließ der Zeremonienmeister einen unheilvollen Tusch spielen. Der Fex ließ sich auf alle Viere nieder, scheinbar noch immer außer Atem von seiner Kraftanstrengung. Während er auf keuchend auf den Boden starrte, kamen zwei der drei Halbzwillinge mit einem Pranger hinter dem Vorhang hervor. Sie legten die beiden Hälften des Holzblocks um Hals und Hände des Eisenfex, bevor der überhaupt verstand, womit er überrumpelt worden war. Dann verriegelten die Frauen je ein eisernes Scharnier an den Seiten des Prangers und suchten das Weite.

Jede Nacht stieß der Eisenfex einen markerschütternden Schrei zum Zeltdach hinauf, wenn er sich von den Knien aufrappelte, sich aufpumpte und mit wiedererstarkter Kraft die beiden Scharniere platzen ließ.

Eine todsichere Nummer, wie sich schnell zeigte. Das Publikum tobte regelmäßig.

Die Nummer der Halbzwillinge verstand der junge Mann nicht, zumindest nicht sofort. Erst als er ahnte, dass sie eine einzigartige Laune der Natur verkörpern sollten, ergaben ihre Bewegungen Sinn. Anele und Elena waren Zwillinge – nur nicht voneinander. Der Zeremonienmeister erklärte den zahlenden Gästen jeden Abend, dass beide in einer Vollmondnacht geboren worden waren. Nur stellte sich heraus, dass sie einander nicht ähnlich sahen. Sie hatten auch keine dieser besonderen Bindungen, halb Gedankenübertragung, halb geteilte Gefühle, wie sie Zwillinge oft zeigten. Im Gegenteil, sie hatten nichts miteinander gemein, waren wie Feuer und Wasser, im Innern wie in ihrem Äußeren. Doch all das, was ihnen fehlte, hatten sie im Überfluss mit ihrer älteren Schwester Cisternie gemein. Anele fühlte, was Cisternie fühlte. Sie war ihr auch wie aus dem Gesicht geschnitten, aus der linken Hälfte, um genau zu sein. Bei Elena war es anders herum. Ihre Züge glichen der rechten Gesichtshälfte ihrer großen Schwester wie ein Ei dem anderen.

Und wenn der Zeremonienmeister das ungläubige Publikum beschwor, sich Cisternies Antlitz genau anzuschauen, dann ging ein Raunen durch die Reihen. Sah das Gesicht der Frau in der Mitte nicht seltsam aus? Zwei Hälften eines Gesichts, die nicht so recht zusammenzupassen schienen? Als wäre dort ein unsichtbarer Strich vom Scheitel bis zum Kinn, der zwei Personen mit doch völlig verschiedenen Zügen zusammenhielt? Sogar die Augen hatten unterschiedliche Farben!

Cisternie stand auf der Bühne immer in der Mitte. Elena und Anela tanzten abwechselnd von den Seiten an sie heran. Die eine kopierte die anmütigen Bewegungen der anderen Schwester wie in einem Spiegelbild. Und Cisternie bildete ihr Zentrum, den Ruhepol in einer exaltierten Zeremonie aus geschwungenen Armen, gestreckten Beinen, verdrehten Augen und einer

Fantasiesprache, die die jungen Frauen beim Üben im leeren Zelt regelmäßig zum Kichern brachte. Während eines Auftritts dagegen wirkten sie entrückt, beseelt von der Verbindung untereinander, und ganz und gar nicht albern. Zum Höhepunkt der Nummer musste der junge Mann zwei Trennwände auf die Bühne schieben, je eine links und rechts von Cisternie, so dass sie Anele und Elena nicht mehr sehen konnte. Dann begaben sich die jüngeren Schwestern in Trance und zeigten mit geschlossenen Augen auf Menschen im Publikum, die Cisternie schließlich mit lauter Stimme und haarklein beschrieb – ohne wissen zu können, auf wen ihre Geschwister zeigten.

Der junge Mann studierte diesen finalen Akt genau, sobald er nach seinem Hilfseinsatz wieder im Halbschatten verschwunden war. Er studierte auch alle anderen Nummern mit völliger Hingebung. Roubaix beobachtete ihn manchmal wohlwollend dabei, ohne dass der junge Mann es bemerkte. Was der Schausteller für Interesse an der fahrenden Kunst hielt, war allerdings nicht das, was seinen neuesten Mitarbeiter faszinierte.

Es war das Zelt. Der junge Mann spürte die notdürftig verlegten Balken beben, wenn der Eisenfex eines seiner schweren Gewichte auf den Boden poltern ließ. Er spürte die Luft schwerer werden vor Feuchtigkeit, wenn Octavian, der Fischmensch, in seinem Tank auf die Bühne geschoben wurde. Der schwere Stoff der Zeltbahnen wurde dann klamm, und dabei knisterte es etwas an den Nähten, auch wenn niemand außer dem jungen Mann das hören oder fühlen konnte. Und wenn die drei Halbschwestern ihre Tänze aufführten, dann schwangen ihre Schritte entlang der Balken, an den Stützmasten hinauf bis zur Krone des Zeltes, das sich bald im gleichen Rhythmus wiegte wie die Füße der Frauen.

Der junge Mann konnte nicht anders als dem Zelt zuzuhören. Nicht nur der großen Plane an sich, nein allen Holz- und Metallteilen, die es mehr schlecht als recht zusammenhielten. Wäre das Schauzelt ein Mensch gewesen, dann ein greiser Mann, um dessen Skelett es schlecht stand. Mit schmerzhaften Entzündungen in den Gelenken. Für den jungen Mann lag dieser Vergleich alles andere als fern, denn er begann sich Sorgen zu machen um die

gesamte Konstruktion. Sie tat ihm leid. Seit sich sein Leben fast vollständig in diesem ständig umziehenden Gebäude abspielte, war dieses Gefühl der Vertrautheit zurückgekehrt, das er zuerst beim Umarmen des Eiffelturms gespürt hatte.

Er verstand das Schauzelt mit seinen provisorischen kleinen Unterkünften, die es umreiheten wie Kinder. Er verstand die Last, mit der das überdimensionale Schild samt der Aufschrift ›Les Raretés et Stupéfactions de Docteur Roubaix‹ an der Krone des Zeltgesimses zerrte. Er fühlte einen Kopfschmerz an beiden Schläfen, wenn er daran dachte. Und das Schild war nur die augenfälligste Ungewichtung. Dieser Bau war ein Patient in vielerlei Not, das wurde dem jungen Mann schnell klar. Es würde ein Unglück passieren, wenn sich nicht jemand kümmerte.

Ein Unglück für das Zelt, meinte er damit. An die darin wuselnden Menschen und ihr Publikum dachte er nicht.

Unter Verwendung aller Brocken Französisch, die er aufbringen konnte, versuchte der junge Mann Roubaix davon zu überzeugen, ihn die Krone ausbessern zu lassen. Er erhielt die Erlaubnis, vor allem, weil Roubaix mitnichten verstand, was der junge Mann so energisch von ihm forderte. Für einen Rückzieher war es zu spät, nachdem der Eisenfex – völlig überrumpelt – den jungen Mann per Rüberleiter hinauf in die Takelage geholfen hatte. Roubaix wollte etwas sagen, blieb jedoch sprachlos angesichts der beeindruckenden Tritt- und Griffsicherheit, mit der sich der lange Kerl dort oben bis in die Krone hinauf bewegte. Ehe es sich Roubaix oder die Anderen versahen, die neugierig herbeieilten, begann der junge Mann hoch über ihren Köpfen zu hämmern. Jeder Schlag, jeder prüfende Blick sah gekonnt aus. Der junge Mann verstand, was er dort machte, kein Zweifel!

Für die Bewunderung hatte der Bewunderte kein Auge. Es war schlimmer als er von unten vermutet hatte. Das stützende Lattengeflecht der Krone bestand aus morschem Holz. Er bekam es beim Abbau nie zu sehen, weil sich der Eisenfex darum kümmerte. Regen drang durch die Spitze der Zeltbahnen und hatte über die Zeit die Krone der Nässe ausgesetzt. Der junge

Mann besorgte sich neues Holz, riss es aus dem Karren und anderen Fuhrwerken, die mehr als genug Verkleidung hatten. Er schlachtete alte Fässer aus und niedergebrannte Verschlüge am Wegesrand, nur um irgendwie trockenes Material zu finden, mit dem er die Krone stabiler machen konnte.

Es gelang ihm. Nicht zu seiner Zufriedenheit, denn das Zelt ächzte nach wie vor vor Schmerzen. Doch er würde nicht aufgeben und sich von oben nach unten vorarbeiten, in jeder freien Sekunde, die er fand.

Womit er nicht gerechnet hatte, war ein Unfall. Den konnte ihm auch das Zelt nicht voraussagen. Der Eisenfex verstand, dass seine Kraft nur dann sensationell war, wenn das Publikum bemerkte, wie schwach es im Vergleich zu ihm war. Zum Warmwerden lud er deshalb gleich zu Beginn jeder Nummer ein paar kräftige Männer zu sich auf die Bühne ein. Sie durften sich im Armdrücken gegen ihn versuchen. Roubaix war das eingefallen. Ein geschäftlich hervorragender Gedanke, wie sich zeigte, denn die Herausforderung brachte die Gäste in Wallung. Es gab immer zwei oder drei dorfbekannte Draufgänger, die unter johlendem Beifall ihr Glück versuchten. Keiner gewann gegen den Eisenfex. Er blieb jedes Mal unbesiegt, zeigte sich als großzügige Ausnahmeerscheinung und bat um Applaus für den mutigen Herausforderer, der doch wirklich auch sehr stark war.

Danach waren die lokalen Gäste warmgespielt. Dass die Herausforderer hin und wieder bereits ziemlich betrunken waren, wenn sie den Fex besiegen wollten, war nichts Ungewöhnliches. An diesem Abend stolperte der dritte Herausforderer nach seiner Niederlage jedoch besonders tölpelhaft rückwärts, nachdem der Eisenfex dessen Faust auf den Wettkampftisch drückte. Der ebenso betrunkene wie massige Mann verlor das Gleichgewicht und flog mit den Schultern voran gegen einen der Stützmasten.

Der Mast war nicht feucht, so wie die Krone. Aber er war alt und durchzogen von Rissen. Er brach wie ein Zweig, dort wo die Schulter des Betrunkenen auftraf. Sofort ging eine Kanonade unheilvoller Geräusche durch das Gebälk vor, hinter, neben und über dem Publikum. Der junge Mann sprang als erster auf, aus dem Halbschatten direkt zum gebrochenen

Mast. Er erreichte den Punkt, wo der Betrunkene auf dem Boden lag, gerade rechtzeitig, um den Querträger aus Holz mit seinen Schultern aufzufangen.

Das Publikum floh unter Schreien aus dem Eingang, verstopfte ihn binnen Sekunden, und suchte sich andere Wege aus dem einstürzenden Zelt. Manche Gäste krabbelten unter den abgehangenen Zeltwänden hindurch, andere flüchteten über die Bühne nach hinten hinaus. Roubaix allen voran. Nur der Zeremonienmeister behielt die Fassung und mahnte lauthals rufend Besonnenheit an.

Der junge Mann blieb stehen, wo er war. Er fühlte den Schmerz der Materialien um ihn herum. Das überdimensionale Schild an der Krone bog die Spitze des Zeltes zur Seite. Zwei der anderen Masten gaben unter der Unwucht der Abspannungen nach. Im Kopf des jungen Mannes stöhnte das Zelt auf, zu gleichen Teilen qualvoll und erleichtert, dass es diesen Zustand tagtäglicher Versehrtheit jetzt gewaltsam beenden konnte.

Als er dies verstand, gestattete sich der junge Mann aufzugeben. Der Querträger zwang ihn zu Boden, wo niemand dem massigen Herausforderer zur Flucht verholfen hatte. Der junge Mann wurde unter seiner so sorgfältig ausgebesserten Krone begraben. Ihr Gewicht brach seine Beine – erneut.

Madame Marmotte hatte Angst, die Karten nach der Zukunft zu befragen. Sie erkannte einen Wink des Schicksals, wenn er ihr ins Gesicht wedelte. Der junge Mann lag wieder auf der Pritsche, wieder für ein paar Tage lang völlig weggetreten. Und wieder waren seine Beine gebrochen. Hier war etwas nicht Ordnung, und das hatte nichts mit Pech zu tun, fand Madame Marmotte.

Der Rest der Truppe blickte auf die jüngsten Vorfälle mit deutlich mehr Optimismus. Und deshalb behielt die Marmotte ihre Überlegungen für sich. Behüte, dass die Anderen sie als Unke abtaten!

Für Roubaix war der erbärmliche Zustand des jungen Mannes vor allem Zeugnis seiner Heldentat. Ein guter Mann! Niemand war zu Schaden gekommen, außer dem armen Kerl, natürlich. Das Zelt war zu Bruch gegangen, aber es war auch nur ein Zelt. Die zerrissenen Stoffbahnen waren schnell

genäht. Nur die wenigen tragenden Teile mussten ersetzt werden. Gut, dass sie größtenteils aus Holz waren, dachte Roubaix. Holz war billig.

Der junge Mann hatte sich jedenfalls als würdig erwiesen. Mit dieser selbstlosen Einstellung konnte er es weit bringen in diesem Geschäft. Roubaix nahm sich vor, ihn unter seine Fittiche zu nehmen. Irgendetwas würde ihm schon einfallen...

Er musste nicht lange auf eine Eingebung warten.

Nach einigen Tagen erwachte der junge Mann aus seinem Zustand. Die gesamte Truppe wurde bei ihm vorstellig, überglücklich, erstaunt und dankbar für seine Tat. Er wiederum bedankte sich auch, ganz bescheiden. Und neu daran war, dass die Anderen ihn verstanden. Der junge Mann schien nicht nur alle seine Sinne wieder beisammen zu haben, sondern plötzlich auch noch halbwegs verständliches Französisch im Gepäck. Der Marmotte wurde ganz mulmig angesichts dieses kleinen sprachlichen Wunders. Die Halbzwillinge dagegen waren entzückt und freuten sich nur, dass sie nun endlich miteinander reden konnten.

Auch Roubaix erwischte sich hinreichend erstaunt, angesichts des Wandels in seinem neuesten Angestellten. Erneut war der junge Mann so plötzlich auf dem Weg der Besserung, dass es kaum zu glauben war. Schon nach einer weiteren Woche wollte er wieder arbeiten. Er fragte in beinahe akzentfreiem Französisch danach. Doch das war noch nicht der Gipfel. Nicht nur konnte er tatsächlich seine Beine schon wieder belasten, obwohl sie doch gebrochen gewesen waren, sondern obendrein war ihm seine Hose schon wieder zu kurz.

Die neue Kerbe, die Roubaix sicherheitshalber in den alten Holzmast ritzte, war eine ganze handbreit weiter oben als die vorherige. Er maß den Unterschied dreimal, viermal, weil er sich selber sonst für närrisch gehalten hätte. Doch allein schon der Blick hinauf zu den Augen des jungen Mannes, wenn er sich nun zu voller Größe streckte, versicherte Roubaix, dass der Held der Stunde deutlich größer war als vor dem Unfall. Wie oft er die Prozedur auch wiederholte, das Maßband zeigte zwei Meter und dreizehn Zentimeter.

Roubaix hatte seinen Riesen, endlich!

Der junge Mann sagte wenig, als Roubaix ihm mit übersprudelnder Begeisterung von seiner Geschäftsidee erzählte. Er hatte nichts dagegen, von nun an eine Attraktion zu sein. Doch begeistert war er auch nicht gerade. Es freute ihn nur, dass sein Lebensretter plötzlich sehr glücklich mit ihm schien. Er bat ihn nur um eines: Das Zelt, es sollte nicht länger ein Schatten seiner Selbst sein. Er wollte weiter daran arbeiten, an allem. Das gestand Roubaix seinem frisch gebackenen Riesen gerne zu – innerlich nicht wenig gerührt von der Sorge seines Schützlings um die Sicherheit der Truppe und der Gäste. Dass es dem jungen Mann keineswegs um das Wohlergehen der Menschen aus Fleisch und Blut ging, sondern um die zerbrechliche Seele des Zeltes, ahnte Roubaix nicht. Das machte auch nichts.

Sie wurden sich auch so einig.

Und so gingen alle wieder an die Arbeit. Roubaix ließ sich von der Muse küssen und unterbreitete allerlei Namensvorschläge für seinen Riesen, die unterschiedlich starke Resonanz bei seinen Angestellten bewirkten. Das war Roubaix gewohnt und nahm es auch nicht krumm. Ein Genie braucht starke Gegenstimmen, um das Beste aus ihm zu kitzeln. Nur bei der Begleitgeschichte des Riesen ließ Roubaix nicht mit sich reden. Die war gesetzt. Er musste »Der Unzerstörbare« sein!

Die besten Geschichten sind schließlich die, in denen mehr Wahrheit als Fantasie steckt. Roubaix hatte das in all den Jahrzehnten im Geschäft gelernt. Der Eisenfex, zum Beispiel, war nur deshalb so überzeugend mit seiner Nummer, weil er wirklich stark war. Das Publikum nahm ihm alles ab, weil er das Eisen tatsächlich bog. Einfach nur tricksen, so gewann man keine Zweifelnden für sich. Und der junge Mann, den hatte Roubaix doch so wahrheitsgemäß als halbe Leiche gefunden, dass er es guten Gewissens vor Gericht bestätigt hätte. Wer einen gebrochenen Nacken überlebte, gebrochene Arme und Beine, und dann das ganze noch einmal, um anstatt zum Krüppel zu werden einfach zu übermenschlicher Größe zu wachsen, der

war hoch und heilig unzerstörbar. Keine Frage! Ganz zu schweigen, dass der Kerl auch noch schlauer zu werden schien, je härter es ihn am Kopf erwischte. Ein Abnormalität der Natur! Ein Wunder! Ein unzerstörbarer Riese!

Roubaix war überaus zufrieden mit seiner Interpretation. Fehlte nur noch der Name! Er begab sich in kreative Klausur: René, der Riese! Der unzerstörbare Ursus! Guillaume, der unzerstörbare Gigant! Wolf, Wolfgang, Boris, Sindibād, Nepomuk, Neidhart...

Eines Morgens trat Roubaix feierlich vor den jungen Mann, machte eine ausladende Bewegungen mit seinen Armen, so als setzte er an die ganze Welt zu beschreiben, und nannte ihn Neiwolf, den unzerstörbaren Riesen.

Der junge Mann hatte ihm endlich erzählen können, wo er her kam. Roubaix dachte gerade daran, als er, schließlich gelangweilt von der Aufgabe, einfach zwei Namen auf seiner Liste zu einem einzigen verquickte: Wolf und Neilos, nach dem Griechischen Namen für den Nil. Eine gute Kombination aus Urkraft des gefährlichen Mondheulers und der mystischen Vergangenheit Nordafrikas. Neiwolf!

Beschlossene Sache.

›Neiwolf‹ widersprach nicht. Er bekam ein Kostüm, das aussehen sollte wie ein Fell. Darin ließ er die Gäste am Eingang ein, was ihnen bereits vor Betreten des Zelt es ein oder andere Staunen abrang. Bei seinen eigentlichen Auftritten hatte er wenig zu tun. Eigentlich gar nichts, außer gerade auf der Bühne zu stehen und grimmig zu schauen. Der Zeremonienmeister übernahm den Rest, namentlich eine wilde Geschichte über frei erfundene Begebenheit im Leben des unzerstörbaren Neiwolf, sowie wahre Schilderungen über die katastrophalen Unfälle, aus denen dieses übermenschliche Wesen nur noch stärker und größer hervorging.

Der junge Mann, der jetzt ein amtlicher Riese war, verbrachte jede freie Minute damit, das neu aufgesetzte Zelt zu verbessern. So wie er es angekündigt hatte. Er bewies ein bemerkenswertes Talent, auf den kurzen Reisen über Land, gutes Material aus den ungewöhnlichsten Quellen zu besorgen. Er schleppte sogar Eisen an. Roubaix schlug dabei die Hände über dem Kopf

zusammen, zumindest anfänglich. Weder wollte er Geld für Eisen ausgeben noch sich vorstellen, all das zusätzliche Gewicht mit der Karawane transportieren zu müssen. Doch der junge Mann blieb hartnäckig. Er verlangte gar kein Geld, also beließ es Roubaix dabei und fragte lieber gar nicht nach, wie er an das Material kam. Und was das Gewicht betraf, so zuckte der junge Mann nur mit den Schultern. Roubaix solle eben aufhören, durch die Gegend zu ziehen. Er würde der Truppe und ihrer Schau einen Palast bauen, wenn sie nur an einem Ort blieben.

Roubaix ignorierte die Fantastereien seines Riesen. Lieber ließ er ihn einfach machen.

Etwas anderes forderte seine Aufmerksamkeit, je mehr Getuschel er von den Gästen mitbekam und je mehr andere Schausteller er hier und dort in den Bars und Cafés auf einen geschäftlichen Plausch traf: Riesen waren in Mode, schien es. In Paris sei ein Mann mit über zwei Metern zwanzig im Variété aufgetreten. Im Süden hätte der beinahe vor der Pleite stehende Jean Gallac, den Roubaix nicht leiden konnte, seit Kurzem einen Zwei-Einhalb-Meter-Mann im Programm. Das war offensichtlich übertrieben, schlussfolgerte Roubaix aus jener verdächtigen Distanz, die das Gerücht über viele Münder und Ohren hattezurücklegen müssen, um bis zu ihm zu dringen. Außerdem schlussfolgerte er es aus dem durch und durch schlechten Charakter dieses Jean Gallac. Monsieur Barnabas Brabeux dagegen mochte Roubaix, weil er ein ehrenwerter Vertreter ihrer Zunft war. Und selbst Barnabas sollte einen gigantischen, dicken Mann verpflichtet haben, der zwei Meter schon bis zu den Schultern maß. Konkurrenz!

Das war an sich nichts Neues für Roubaix. Konkurrenz raubte ihm nicht den Schlaf. Normalerweise konnte er sowieso nichts dagegen machen, wenn jemand eine bessere Attraktion aufbot als er. Doch die anderen Schaustellenden hatten nur Riesen. Niemand von ihnen hatten einen Unzerstörbaren, ein Wunder der Natur. Und zwar ein echtes! Sein Riese unterlag nicht den Gesetzen normal wachsender Menschen. Dieser hier wuchs weiter, wenn er wollte. Wobei das natürlich nicht ganz stimmte, technisch gesehen, musste

Roubaix zugeben. Der junge Mann hatte keinen Spaß daran, sich Arme und Beine zu brechen. Er wollte das nicht. Wer wollte so etwas schon? Selbst, wenn die Genesung wider alle medizinische Erkenntnisse nur wenige Tage dauerte, und statt dauerhaft geschwächter Knochen der gesamte Körper nur noch mehr vor Kraft strotzte als vorher.

Es hatte dem jungen Kerl natürlich wehgetan. Roubaix wusste das. Dafür tat ihm sein Riese auch furchtbar leid. Er war ja kein Unmensch...

Fragen konnte er doch trotzdem? Wenn es ums Geschäft geht, müssen Fragen immer erlaubt sein, sagte sich Roubaix.

Wie zu erwarten war, sagte der junge Mann nein. Es kam wie aus der Pistole geschossen, als hätte er gar nicht ernsthaft über die Frage nachgedacht. Auch das verstand Roubaix. Dennoch hätte er sich weniger Vorschnelligkeit gewünscht. Einfach drüber schlafen! Die Vor- und Nachteile abwägen, ganz einfach...

Aber nein, der junge Mann wollte sich nicht ein weiteres Mal die Glieder brechen. Und er wollte sie sich auch nicht brechen lassen, nur um noch weiter zu wachsen und irgendwelche anderen Riesen auszusteichen, die er noch nie gesehen hatte. Er verstand auch nicht, wie diese fremden Leute ihr Geschäft hier stören würden. Roubaix erklärte es ihm daraufhin noch einmal. Und noch einmal. Und brachte das Thema gerne bei jeder Gelegenheit auf, die sich aufdrängte – oder auch nicht.

Das Resultat blieb stets dasselbe. Neiwolf, der Unzerstörbare, winkte ab. Er wollte nicht zerstört werden, damit die Geschichte des Zeremonienmeister länger werden konnte. Er sah auch keinerlei Vorteil darin, selbst noch länger zu werden. Ihm passten jetzt schon kaum noch Sachen.

Nein, der junge Mann winkte ab. Er zog sich zurück, wenn er dieses Blitzen in Roubaix' Augen sah, das einen weiteren Vorstoß ankündigte. Er nahm sein Werkzeug und machte sich an die Verbesserung des Zeltes.

Es war ihm sehr dankbar dafür und im Übrigen ganz auf seiner Seite.

»Sie sind wie ich«, sagte der kleine Junge am Bühnenrand.

»Wie meinst du das?«, fragte Neiwolf.

»Na, wegen dem Namen!«

Neiwolf zog die Augenbrauen hoch und schnaufte zustimmend.

»Sie sind Neiwolf, der Unzerstörbare.«

»Ich war es«, korrigierte Neiwolf.

»Sie waren Neiwolf, der Unzerstörbare.«

»Und du bist Der Junge, der nicht verletzt werden kann.«

»Ist das nicht lustig?«, fragte der Junge.

»Vielleicht ist es nicht das einzige, was wir gemeinsam haben«, übergang Neiwolf die Frage. »Was denkst du?«

Der Junge zuckte mit den Schultern und blickte auf den Boden.

»Wie alt bist du?«, wechselte Neiwolf das Thema.

»Acht.«

»Das ist geschwindelt«, konstatierte Neiwolf lächelnd.

»Stimmt«, gab der Junge schmunzelnd zu. »Vater und Mutter sagen immer, ich sehe älter aus, wenn ich so ernst gucke auf der Bühne. Und dass das Publikum auch besser findet, wenn sie denken, dass ich schon größer bin.«

»Verstehe«, kommentierte Neiwolf. »Ich für meinen Teil bin sehr, sehr alt. Fühlst du dich manchmal älter als du bist?«

»Nein.«

»Ich frage nur, weil eure Nummer wirklich bemerkenswert ist. Kaum zu glauben, dass du all diese Stürze ohne Schaden überstehst. Ich habe einmal gehört, dass es Menschen gibt, die schon einmal gelebt haben und sich ihre Talente im nächsten Leben bewahren. Genies, sozusagen, die von Kindesbeinen an Dinge tun können, die Andere jahrelang lernen müssen...«

Der Junge sah Neiwolf nun ins Gesicht. Er studierte ihn und schwieg. Als er schließlich den Mund öffnete, wusste Neiwolf, dass dieses Gespräch nicht den Verlauf nehmen würde, den er sich erhofft hatte.

»Ich weiß nicht richtig, was Sie meinen...«

»Schon gut.«

Neiwolf winkte entschuldigend ab.

»Mutter und Vater passen einfach gut auf mich auf«, bot der Junge als Nachtrag an. »Ich kann gut fallen, aber es sieht alles nur so toll aus, weil die ganze Familie es so aussehen lässt.«

Neiwolf nickte stumm.

»Wo ist deine Familie?«, fragte der Junge.

»Meine...?«

Er legte sich eine Antwort zurecht, die ihm trotz mehrerer Anläufe nicht über die Lippen kommen wollte. Neiwolf hasste dieses Wort. Familie...

Sie kamen in der Nacht.

Den Eisenfex hatten sie gar nicht erst gefragt. Roubaix glaubte nicht, dass er mitmachen würde. Und er würde es dem Eisenfex auch nicht krumm nehmen. Immerhin kannten sie sich lang genug, dass Roubaix eine ziemliche gute Vorstellung vom moralischen Kompass des Eisenfex hatte. Dessen Richtungs-nadel bewegte sich nie. Roubaix war seiner eigenen Meinung nach erheblich flexibler. Der Wind wehte ja auch nicht immer aus der gleichen Richtung. Man musste sich den Gegebenheiten anpassen.

Nein, das Problem war nicht die Meinung des Fex, sondern seine Tatkraft. Er hätte wahrscheinlich dazwischengefunkt. Mit seinen Fäusten.

Sie waren auch ohne ihn genug für die Aufgabe. Der Zeremonienmeister war dabei, die Marmotte und Cisternie. Letztere hatte einen ordentlichen Streit mit ihren beiden Zwillingen gehabt, denn Anele und Elena waren entsetzt. Das könne sie doch nicht tun! Es sei grausam. Er hatte sie alle erst vor Kurzem gerettet!

Cisternie gewann das Argument nicht, aber sie befahl ihren Schwestern zu schweigen, sich schlafen zu legen und ihr zu vertrauen, dass es für sie alle das Beste war. Auch für den Riesen. Er würde es verstehen, später...

Die Vier schlichen sich zur Hängematte, in der Neiwolf schlief. Roubaix fummelte die Phiole mit dem Betäubungsmittel aus seiner Jacke. Er besaß sie seit Jahren, ohne zu wissen, wann sie einmal nützlich sein würde. Die Marmotte reichte ihm das Tuch, das sie mitgebracht hatte. Alle Vier holten leise Luft und hielten dann den Atem an, als Roubaix das Tuch mit dem Inhalt der Phiole benetzte. Danach legte er es dem Riesen so schnell er konnte über Mund und Nase.

Neiwolf wachte auf, vor allem vom Druck der Hand auf seinem Gesicht. Seine Augen öffneten sich für nicht länger als eine Schrecksekunde, bevor die Pupillen nach hinten rollten und sich die Lider wieder schlossen.

Das war geschafft. Roubaix warf das durchtränkte Tuch so weit von sich weg, wie er konnte.

Es brauchte die Kraft aller vier Menschen, um Neiwolf aus der Hängematte zu hieven. Unterdrückte Flüche begleiteten das schweißtreibende Unterfangen. Niemand hatte anschließend den Nerv, ihre Beute weit zu schleppen. Sie legten den Körper gleich neben der Hängematte auf den sandigen Boden. Während die übrigen Komplizen verschnauften, holte der Zeremonienmeister den Holzseil und den Steinbrocken, wie besprochen.

Nicht besprochen hatten sie einige unangenehm praktische Details. Das zeigte sich, als Roubaix sich räusperte und verkündete, dass sie nun zur Tat schreiten müssten. Cisternie fragte nach den Armen. Auch die? Roubaix wusste keine Antwort. Die Marmotte warf ein, dass sich Neiwolf beim letzten Mal, als das Zelt eingestürzt war, nur die Beine gebrochen hatte. Als sie ihn zuerst fanden aber auch die Arme. Der Zeremonienmeister pflichtete ihr bei und kommentierte, dass ihr Riese trotzdem ganz normal aussah, was seine Gliedmaßen anging. Alles sehr lang, natürlich, aber doch gleich lang. Die Arme und der Oberkörper mussten beim letzten Mal von alleine mitgewachsen sein. Vielleicht genügte es also, wenn sie nur die Beine...?

Eine Debatte folgte. Und nicht zuletzt, weil sie in jenem typischen, gedämpften Zischen jeder verschwörerischen Unterhaltung geführt wurde, erhitzten sich die Gemüter vor Ungeduld und Nervosität. Roubaix sprach ein Machtwort. Dann eben auf Nummer Sicher! Sie wollten dem Jungen das Leben doch nicht schwerer machen mit zu kurzen Armen?

Er legte den Holzblock unter Neiwolfs linken Oberschenkel. Die Versammlung betrachtete dieses Bild und schwieg einen Moment lang.

Sie alle verließen später das Zelt kreidebleich im Gesicht. Und aschfahl in ihren Gedanken. Nicht, dass sich irgendjemand von ihnen vorher eingebildet hatte, es würde leicht werden. Es zu tun war trotzdem etwas anderes. Hätten sie während des Akts ausgesprochen, was alle von ihnen dachten, dann wäre eine weitere Diskussion entbrannt. Eine müßige allerdings. Sie konnten nicht mittendrin aufhören.

Es half nicht, dass Neiwolf beim ersten Hieb hochschreckte. Seine aufgerissenen Augen und die zur Fratze verzerrte Miene sahen aus, als würde er aus einem Alptraum erwachen. Der Schrei, den alle erwarteten, blieb jedoch aus. Der Körper verlor augenblicklich seine Schockenergie und sackte schlaff zurück auf den Boden. Wegen des Betäubungsmittels, dachten die Vier, die daraufhin Arme und Beine mit ihren Knien im Sand fixierten. Sie ahnten nicht, dass das Zelt sich eingemischt hatte. Es umnachtete den Körper, bevor der verstehen konnte, was mit ihm geschah.

Neiwolf hatte mit seinen rastlosen Arbeiten mehr getan als das Zelt auszubessern. Er hatte es so intensiv betrachtet, befühlt und seinen Geräuschen zugehört, dass er es verstand. Und jetzt verstand es ihn. Es verstand ihn genug, um zu sehen, dass mehr in ihm schlummerte als dem Riesen bewusst war. Dort hinein schubste es ihn nun, als Roubaix wieder ausholte.

Etwas knackte und das Zelt hielt Neiwolf davon ab, an die Oberfläche seiner Sinne zurückzukehren, obwohl sie nach seiner Aufmerksamkeit schrien. Nein, das Zelt schubste ihn tiefer hinunter. Bilder eines unsagbar großen Palastes passierten Neiwolfs betäubte Gedanken. Ein Palast wie gebaut

aus Licht, mit Millionen Fenstern. Er hatte ihn gebaut. Jetzt brach das Licht und mit ihm die Mauern.

Etwas anderes knackte und das Zelt schubste Neiwolf tiefer. Er sah auf einen glänzenden Feld, in dem sich Marmorierungen in eleganten Wellen bewegten. Das Feld schien endlos nach allen Seiten zu sein. Engel hatten einmal darauf getanzt, erinnerte sich Neiwolf. Er hatte dieses Feld für ihre Tänze gegossen. Jetzt wurde es unter dunklen Massen verschüttet, so groß wie Gebirge, die man noch aus hunderten Kilometern Entfernung sehen konnte.

Knacken, schubsen – so setzte es sich fort. Bild für Bild, Erinnerung für Erinnerung bemächtigte sich Neiwolfs Unterbewusstsein. Sein Körper war überwältigt. Er hatte keine Zeit, sich um seine Schmerzen zu kümmern, bis schließlich alles vorbei war.

Anele und Elena trauten sich ins Zelt, nachdem die Vier schweigend in ihre Betten zurückgekehrt waren, wo sie schlaflos auf den Morgen warteten. Sie hatten gehofft, dass sich die übrigen Halbzwillinge um den Rest kümmern würden, vor Sorge und Wut. Und das taten sie zu Cisternies Erleichterung auch, nachdem sie betont unvorsichtig und laut in ihre Kammer kroch. Ihre jüngeren Geschwister nahmen die Schienen und Bandagen, die neben der Hängematte wie auf dem Präsentierteller lagen. Der Eisenfex wurde vom Fischmenschen geweckt und half mit, die Wunden zu versorgen. Er redete danach wochenlang kein Wort mehr mit Roubaix. Er sagte ja ohnehin nie etwas mit seiner Zunge, sondern schwieg auf seine Weise. Kein Nicken, kein Kopfschütteln. Er tat so, als gäbe es Roubaix gar nicht in seinem Sichtfeld.

Roubaix nahm es hin. Alle arrangierten sich mit dem Riss, der durch die Truppe gegangen war. So lange, bis der Riss im alltäglichen Trubel der Arbeit zu einer Narbe wurde, die schnell verblasste. Sie verschwand nicht, aber die Schau arrangierte sich mit ihrer Schande, nicht zuletzt, weil von Neiwolf kein böses Wort kam, kein Zorn, ...rein gar nichts.

Es besorgte nicht nur die Halbzwillinge, dass er zwar wie üblich nach einigen Tagen aus seinem abwesenden Zustand erwacht war, aber dieses Mal

nicht so tat, als wäre nichts passiert und als ob er nur aufstehen und arbeiten wolle. Neiwolf wachte auf – und beließ es dabei. Er sagte nichts, er wollte nicht der Pritsche entfliehen. Seine Brüche verheilten, ganz offensichtlich. Es war nicht weniger erstaunlich als die Male zuvor, was Roubaix und die anderen drei Verbündeten dieser Nacht ungemein beruhigte. Der Kopf war es, der nach diesem Vorfall eine andere Devise auszuloben schien: Etwas war nicht in Ordnung. Neiwolf reagierte nicht. In ihm tobten abertausende Bilder um Einordnung, die er im Leben nicht mit Sprache hätte beschreiben können. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Aber nach innen. Für Essen hatte es keine Zeit; die Halbzwillinge fütterten Neiwolf abwechselnd. Gespräche waren unmöglich, von Arbeit ganz zu schweigen. Um seinen Riesen neu zu vermessen, mussten Roubaix und ein paar helfende Hände ihn aufrichten und festhalten, weil Neiwolf ansonsten in sich zusammengeknickt wäre.

Roubaix' Triumph blieb entsprechend ungefeiert. Sein unzerstörbarer Riese blieb unzerstörbar. Und jetzt war er noch mehr gewachsen als bei den ersten beiden Malen. Roubaix und der Zeremonienmeister gingen alle Gerüchte durch, die sie gehört hatten. Nein, niemand bot Zwei Meter und knapp dreißig Zentimeter auf. Niemand in ganz Frankreich! Jean Gallac und seine Räuberpistole vom Zwei-Einhalb-Meter-Mann konnte ignoriert werden. Lächerlich! Eine Räuberpistole, mehr nicht.

Nach ein paar Wochen konnte Roubaix sich bei allem Verständnis, das er immer für die Sorgen und Nöte seiner Truppe hatte, nicht mehr vor der geschäftlichen Frage seines Riesens drücken. Er konnte doch nicht einfach nur durchgefüttert werden und dabei Platz wegnehmen wie ein überflüssiges Requisit! Körperlich war doch wieder alles in Ordnung, wiederholte er gebetsmühlenartig gegenüber seinen Angestellten. Wach war Neiwolf auch. Zweifellos war er bei Bewusstsein. Um wieder der Alte zu werden, brauchte er einfach einen kleinen Anstoß. Er war jetzt so einzigartig, dass er noch nicht einmal etwas tun musste, um mit seiner Größe Geld zu verdienen.

Der Eisenfex baute widerwillig einen Kokon aus Draht und ein paar Latten, so wie Roubaix das Utensil vorschwebte. Die Leute mussten den

unzerstörbaren Riesen sehen, damit der Zeremonienmeister seine schaurigen und spektakulären Wundergeschichten über ihn erzählen konnte.

Sie steckten Neiwolf mit vereinten Kräften in den Kokon, kurz vor jeder Vorstellung. Dann drapierten sie seine Arme so, dass sie zu beiden Seiten aus diesem Käfig heraushingen. Schließlich wurde der Kokon mit einem Flaschenzug einen Meter über den Boden neben der Bühne emporgezogen. Die verstärkten Balken unter der Zeltplane ächzten unter dem Gewicht – aber es war Ehrensache für sie, dass sie nicht brechen und Neiwolf stürzen lassen würden.

Der Plan ging auf. Neiwolf hing von nun an als gigantische Trophäe die ganze Vorstellung über neben dem Publikum. Der Zeremonienmeister gab die seiner Meinung nach beste Lobpreisung, die er je für ein Wunder der Natur komponiert hatte. Er schaffte es sogar glaubhaft zu erklären, warum der Riese mit offenen Augen in Trance zu sein schien. Im Publikum gab es nur wohlwollende Staungeräusche als Reaktion auf diese Notlüge.

Gegen etwas Kleingeld durften Kinder an den Kokon treten und die Arme befühlen. Manchmal auch Frauen, wenn sie etwas mehr bezahlten. Alles in allem war Roubaix zufrieden mit dieser Lösung, auch wenn er sich die Zukunft seiner Riesenschau vor dieser ganzen delikaten Aktion anders vorgestellt hatte. Dies hier funktionierte.

Für den Moment.

Wer weiß, wie lange Neiwolf in seinem Zustand vor sich hin gedämmert hätte, wenn nicht der Eisenfex seinem schlechten Gewissen mit Kreativität begegnet wäre. Er erdachte sich eine weitere Nummer, nur um sich abzulenkten. Schwerter! Damit hatte er in seiner Jugend gearbeitet. Das war nun schon viele Jahre her, dachte sich der Eisenfex. Es reizte ihn aber, die eingemotteten Waffen, die er noch immer mit sich transportierte, wieder zu benutzen. Er wusste nicht, ob er noch schnell genug war, um so wie früher damit zu wirbeln. Außerdem brauchte er einen Konterpart.

Der alte Schlangemensch, Liev, war perfekt für die Rolle. Auch er kannte sich ein wenig mit Schwertern aus. In seiner Jugend, die noch viel weiter zurück lag als die des Eisenfex, hatte er zu Fechten gelernt. Dass er nun

bei seiner eigenen Nummer eine Maske trug, machte den Überraschungseffekt einfach. Der Eisenfex brauchte nämlich einen Gegner aus dem Publikum. Er erklärte Liev, was ihm vorschwebte: Der Eisenfex würde einen Herausforderer suchen, so wie er es mit dem Armdrücken getan hatte. Liev sollte im Publikum sitzen und sich melden. Sein faltiges Gesicht mit dem knubbeligen Kinn und grauen Locken darüber würde niemand kennen. Liev ging als normaler Gast durch, weil seine Schlangenmaske weder Falten noch Locken preisgab.

Auf der Bühne würden sich beide einen handfesten Schlagabtausch liefern, mit krachenden Stößen, viel Fußstampfen und lautem Gebrüll. Das Publikum würde natürlich mit ihrem eigenen Mann mitfiebern, ihn scheinbar bis zum Sieg antreiben – bevor der entwaffnete Eisenfex in einem Akt der Verzweiflung die Klinge seines Gegners mit bloßen Händen stoppen und zu einem krummen Etwas verbiegen würde. Tobender Applaus! Vorhang!

So stellte sich der Eisenfex das vor. Und so kam es.

Abend für Abend ging die Rechnung auf. Unter Neiwolfs Augen hieben die beiden Spielenden wild aufeinander ein. Ihre Schwerter klirrten ohrenbetäubend. Es wurde geschnauft und geächzt, ausgewichen und pariert, so als stünden beide Leben wirklich auf dem Spiel. Das Publikum fieberte mit, wie geplant mit mehr Sympathie für den Alten, der für sie zu kämpfen schien.

Zuerst hörte Neiwolf nur die Geräusche. Was seine Augen sahen, wurde in seinem Kopf ignoriert. Doch der Klang von Eisen, das auf Eisen traf, kitzelte seine Sinne. Und Abend für Abend ging das so, hörte nicht auf. Jede Vorstellung folgte dem gleichen Muster. Das Rasseln der Schwerter begann in Neiwolfs Ohren zu einem andauernden Flirren zu verschwimmen. Und etwas in diesem eisernen Rhythmus erinnerte Neiwolf an die Vergangenheit.

Bald kehrte er in seine Augen zurück, die er bis dahin nur reflexhaft bewegt hatte. Von nun an studierten sie das Geschehen auf der Bühne. Er sah, wie der viel größere Eisenfex mit seinem glänzenden Schwert auf den alten Mann einhieb. Er sah, wie sich der alte Schlangemensch mit erstaunlich flinken Ausfallschritten jedes Mal retten konnte. Und Neiwolf hörte, wie das Publikum jeden parierten Schlag mit aufgeregtem Raunen quittierte.

Der Eisenfex hatte auch Text. Den sprach er aber nicht selber, sondern ließ das den Zeremonienmeister tun.

»Ein unerwartet starker Gegner, meine sehr verehrten Damen und Herren«, hob der Zeremonienmeister in der Regel an, während auf der Bühne sogar ein paar Funken stoben.

»Bleiben Sie zurück! Bleiben Sie ruhig! Auch einem Hektor und einem Achilles sind die Massen nicht in die Quere gekommen...«

Es war die Rede von großen Helden, von Könnern der Schwertkunst, zu Land und zu Wasser, bei den alten Griechen ebenso wie bei den Piraten der Weltmeere und in Fernen Ländern.

Neiwolf hörte zu, oben in seiner unfreiwilligen Loge. Er studierte die Bewegungen, und fand sie merkwürdig unangebracht. Zuerst kam er nicht darauf, woran das lag. Als er die immergleichen Bewegungsabläufe irgendwann verinnerlicht hatte, fiel ihm jedoch auf, wie schwach die Hiebe schienen. In den ersten Reihen zuckten sie zwar zusammen, doch Neiwolf fand das Gerassel und Gestampfe nicht beunruhigender als wenn ein Sandkorn von einer leichten Brise getragen auf ein anderes Sandkorn traf. Die Körper der beiden Männer unter ihm kamen Neiwolf mit jeder Vorstellung kleiner vor, bis er sie für Miniaturen hielt. Furchtbar filigrane, zerbrechliche Abbilder von echten Kämpfenden.

In seinem Kopf gab es Erinnerungen an solche, an echte Krieger, bemerkte Neiwolf. Dies waren die ersten zerrissenen Teile im Bildersturm, die er aus dem Chaos seiner Gedanken herauslösen und säuberlich in eine ruhige Ecke stellen konnte. Es war ein Anfang, und Neiwolf spürte eine unbekannte Erleichterung darin: Nie zuvor in seinem Leben waren im selben Moment zugleich so viel Selbstsicherheit und Dankbarkeit durch ihn geströmt. Nicht, dass er in dieser Situation wusste, wofür er dankbar war.

Noch nicht.

Diese ersten, wenigen Bilder in seinem rastlosen Kopf hatten nun eine Reihenfolge, einen Zusammenhang. Er sah Krieger vor sich, die so groß waren, dass sie das gesamte Zelt als Krone eines eigentümlichen Fingerrings

hätten tragen können. Wenn sie aufeinander einschlügen, dann stoben keine lauwarmen Funken. Es brannten Wälder ab. Manche der Krieger waren aber auch winzig, nicht größer als ein Fingerhut. Wenn es ihnen passte, konnten sie sich so unter Hieben hinwegducken. Oder unter fliegenden Landmassen. Oder sich aus der verheerenden Bahn von Kanonenkugeln retten, die so groß wie Monde durch den Äther fetzten.

Neiwolf verstand diese Bilder jetzt. Er hatte sie gesehen. Er war dabei gewesen. Er war selbst einer dieser Krieger.

Dem Zelt gefielen diese Gedanken nicht. Es fühlte, wie Neiwolf sich immer tiefer in seine Erinnerungen grub, und es versuchte ihn zu beruhigen. Das Zelt sah in Neiwolfs Innerstes, so wie er zuvor das Zelt verstanden hatte. Es fürchtete, was in ihm steckte, hatte aber keine Chance, es vor dem gebrochenen Mann im Kokon zu verstecken.

Denn er verstand eines Abends, dass er kein Mann war.

Eine Frau schrie laut auf, als der alte Schlangemensch zum großen Finale ausholte, sein Schwert niederfahren ließ und es zwischen den bloßen Händen des Eisenfex verkeilt wurde.

»Oh, mein Gott!«

Dieses Wort, das er hunderte Male in seinem Leben gehört hatte, hallte an diesem Tag wie ein Echo aus Peitschenhieben in Neiwolfs Kopf wider. Es schmerzte. Zorn stieg in ihm auf, schneller als Glut in einem explodierenden Vulkan. Was rief sie Gott an, diese Frau? Wegen dieses Mummenschanzes auf der Bühne? Was sollte diese Bestürzung, diese Aufregung um das Gehampel dieser kleinen Menschen?

Kleine Menschen! Neiwolfs Muskeln begannen zu krampfen. Er ballte die Fäuste, so dass seine Fixierung im Kokon unter der Spannung vibrierte. Kleine Menschen! Er war keiner von ihnen. Wenn er an Gott dachte, dann liebte er ihn in all seiner Größe und bis ans Ende der Zeit! Er hatte ihn schon geliebt, als es diese Welt noch nicht gegeben hatte. Und trotzdem hatte er ihn noch so profan angerufen.

Er war einer von Gottes Ersten!

Auf der Bühne verbog der Eisenfex das Schwertblatt seines Gegners. Als es ihm gelang, warf er es unter tosendem Applaus achtlos über seine Schulter. Die ramponierte Klinge verfang sich in einem Vorhang und blieb dort hängen. Niemand konnte den kleinen Riss im Stoff stehen, den die Schneide hinterliß. Neiwolf spürte ihn aber, als ob ihm jemand das Blech zwischen die Rippen gestochen hätte.

Das Zelt erschrak und ließ von Neiwolfs Gefühlen ab, wie eine Schnecke, die sich vor einer Bedrohung spurlos in ihr Haus zurückzieht. Normalerweise hätte Neiwolf das seinerseits bemerkt, doch in diesem Moment war nichts mehr von dem jungen Mann übrig, der nicht gewusst hatte, was ihn über das Meer zur Weltausstellung mit ihrem unfassbaren Turm gezogen hatte.

Der unentdeckte Riss im Vorhang blies weitere Erinnerungen aus Neiwolfs Bildersturm hinüber in die nun sekundlich anschwellende, geordnete Galerie seines wahren Selbst. Er sah so einen Riss, millionenfach größer, den Spähturm spalten, den er für Beelzebubs Armee errichtet hatte. Errichtet in einer halben Nacht, höher als hundert Eiffeltürme und durch kein Beben der Erde zu fällen. Nur ein Blick des Messias hatte genügt, um den Turm in der Mitte zu spalten.

Mehr und mehr Bilder verließen den chaotischen Strudel, der Neiwolf wochenlang körperlich und geistig gelähmt hatte. Sie ordneten sich in Windeseile in der gedanklichen Galerie ein; stürmten sie wie eine unaufhaltsame Flut.

All die Paläste, die er den Engeln und allen Wesen des Himmels mit Freude gebaut hatte, wurden in der großen Schlacht um den Thron zertrampelt. Neiwolf pflügte durch die nun perfekt aufgereihten Erinnerungen, als ob er tausende Jahre auf einmal aufholen wollte. Er fühlte den Schmerz seiner Gebäude, während sie von den Heerscharen zertrampelt wurden. Er hörte das infernalische Grollen, das Luzifer mit den von ihm erschaffenen Kanonen über das Schlachtfeld schickte. Sah die Grundfesten des Äther unter ihren Körpern weggerissen und das Licht über ihren Köpfen verdunkeln...

Und dann der Moment, in dem seine Truppen zum Rand getrieben wurden! Keiner der treuen Engel hatte ihn im Kampf auch nur berühren können. Er führte Tausende an, und nur er war nicht gewichen. Für immer und ewig hätte er sich dem Gegner gestellt, notfalls allein, wie ein unverrückbarer Fels in der Brandung. Aber als der Messias sich an die Spitze der anderen Armee setzte, rannten die fliehenden Massen alles nieder. Die Hallen, Türme, Podeste und Flächen, die Neiwolfs Herz und Seele in sich trugen, stürzten in sich zusammen. Und mit ihnen verlor auch er den Halt unter seinen Füßen – vor Trauer um die Schönheit, die er geschaffen hatte.

Als der Eisenfex auf der Bühne mit gespielter Anstrengung die Klinge des alten Schlangenmenschen aufhielt und sie ihm schließlich entriß, stürzte Neiwolf in seinen Erinnerungen ein zweites Mal über den Rand des Himmels. Und er erinnerte sich an die Gesichter der anderen Engel, die mit ihm in das Chaos fielen. Ihre Mienen waren von Unglauben gezeichnet gewesen, von Schock und voller Angst, nie mehr in diese ihre Heimat zurückkehren zu können. Er hatte sie alle studiert. Für ihn stand die Zeit still, die er jenseits des Himmels nun an jeder Faser seines Selbst ziehen spürte. Er war kein Feigling. Er wusste damals, dass er das Exil ertragen konnte, egal wie es aussah und wie lange es ihn gefangen nehmen würde. Nein, was ihn zerbrach, war nicht der Gedanke an sein eigenes Schicksal, sondern die Sorge um seine Werke. Welche waren noch übrig, konnten die Narben dieses unrühmlichen Tages aushalten? Was würden sie ohne ihn tun? Ohne ihren Vater?

Ein Stich bohrte sich durch Neiwolfs Herz, der ihn für einen Sekunde den Atem raubte. Dann ergriff der Schmerz seinen ganzen Körper und verwandelte sich in Hass. Mit einem gutturalen Schrei, der die Abspannseile des Zeltes vibrieren machte, ließ Neiwolf die Fixierungen an seinen Handgelenken platzen. Mit zwei, drei kurzen Hieben hackte er den Kokon zu Kleinholz, so dass die ganze Konstruktion zu Boden krachte. Neiwolf befand sich da schon nicht mehr im Inneren seines Gefängnisses, sondern war im Fallen auf die Bühne gesprungen.

»Neiwolf!«, schrie der alte Schlangenmensch zu Tode erschreckt.

Der Angesprochene wischte die zähe, kleine Figur mit dem Arm zur Seite wie Stifte auf einem Tisch. Er riss dem verdutzten Eisenfex das schon halb verbogene Schwert aus den erstarrten Händen und richtete sich zu voller Größe auf. Neben ihm sah der Koloss von einem Mann, als welcher der Eisenfex üblicherweise und völlig zurecht bezeichnet wurde, wie ein Kind aus.

Das Publikum atmete kollektiv und völlig überfordert von diesem Anblick ein.

»Wage es ja nicht, mich mit diesem Menschnamen zu beleidigen!«, schmetterte der Riese auf der Bühne in das Gesicht des zusammengerollten Schlangemenschen.

»Ich bin Mulciber, der Erbauer! Ich herrsche über Feuer und Form. Ihr alle sollt meinen Zorn spüren!«

Neiwolf nahm die krumme Klinge mit beiden Händen zwischen Daumen und Zeigefinger, so dass die Waffe nicht größer als ein Zweig in seinen Pranken aussah. Dann bog er das Blech mühelos gerade, bevor er das Schwert ausgestreckt über seinen Kopf hielt. In dieser Pose reichte die Spitze der Klinge bis fast an die Krone des Daches hinauf. Niemand im Zelt hatte jemals so eine riesige Gestalt gesehen.

Tosender Applaus.

»Meine Damen und Herren, Mulciber, der Erb...«

Der Zeremonienmeister hatte blitzschnell geschaltet, um das Beste aus der Lage zu machen. Noch schneller war nur Neiwolfs Wurf mit dem Schwert. Es sauste mit einem unheimlichen Flirren über den Köpfen des Publikums quer durch das Zelt und schlug wie ein Pfeil in einen Balken ein, keine zwei Finger über dem Hut des Zeremonienmeisters.

Tosender Applaus, erneut.

Während der Zeremonienmeister noch seine Körperteile befühlte, um sicherzugehen, dass wirklich alles unverletzt an Ort und Stelle war, langte Neiwolf zwischen den Vorhängen der Bühne hindurch und zerrte Madama Marmotte zu sich ins Zentrum des Geschehens. Die Marmotte hatte keine Wahl, als sich das gefallen zu lassen. Zumindest schreien konnte sie lauthals.

Zu ihrer Hilfe stürmten Roubaix und der Zeremonienmeister nun gemeinsam, aus unterschiedlichen Richtungen auf die Bühne. Auch der Eisenfex hatte genug gesehen. Er stürzte sich wie der Rest auf Neiwolf.

Der Fex kam glimpflich davon. Er fand sich ein paar Sekunden später benommen zwischen der ersten und zweiten Reihe wieder. Wie er dorthin gekommen war, konnte er später nicht mehr sagen. Der Schlag des Riesen musste jedenfalls gegessen haben. Beeindruckender fanden die zahlenden Gäste jedoch, was dem Zeremonienmeister geblüht hatte. Jedenfalls, wenn es nach den Gesprächen auf dem Weg nach Hause ging. Den Zeremonienmeister hatte der Riese am Hals gepackt, kräftig geschüttelt und mit unmenschlicher Kraft schließlich beidhändig über seinen Kopf gestemmt. Eine fantastische Nummer! Der viel kleinere Mann war glatt über die Vorhänge hinter der Bühne geflogen, als wäre er leicht wie Watte. Zweifellos war er hinter den Vorhängen weich gefallen, auf Strohhallen vielleicht...

War er nicht. Das Publikum vermutete einen Trick, doch es gab keinen. Der Zeremonienmeister stürzte übel, und fühlte das noch Monate später.

Die Marmotte wurde von Neiwolf mit ihrem Anteil an seiner Wut bedacht. Nur Roubaix erwischte er nicht auf der Bühne, denn sobald der das Unheil mit eigenen Augen sah, das sein Mitarbeiter an der Truppe verrichtete, nahm er lieber doch die Beine in die Hand.

Bevor Neiwolf ihm nach draußen folgte, drehte er sich zu den aufgesprungenen Gästen um und beschimpfte sie.

»Geht nach Hause, kleine Menschen! Euer Anblick ist eine Schande! Die Schau ist vorbei!«

Ein letztes Mal überbot sich das Publikum mit Applaus und johlenden Pfiffen. Neiwolf blieb kurz irritiert auf der Bühne verharren. Dann ging er ab und jagte Roubaix nach.

»Ich muss zu meinen Eltern«, sagte der kleine Junge mit den ernsten Augen, während er sich vornüber beugte und gedankenlos die Finger über seine Schienbeine krabbeln ließ.

Es war das erste Mal, dass Neiwolf den Rücken des Jungen sehen konnte, seit sie sich beide auf den Bühnenrand gesetzt hatten. Er erkannte eine kleine Wölbung im oberen Teil, zwischen den Schulterblättern. Sie war nicht besonders auffällig, und das mit Absicht. Wenn der Junge gerade stand, verschwand die Wölbung fast vollständig aus der Silhouette seines Rückens. Der etwas zu groß geschnittene Kinderanzug half bei diesem Effekt. In gebeugter Haltung, so wie jetzt, drückte jedoch etwas deutlich unter dem Stoff nach außen.

Neiwolf kniff die Augen zusammen. Er musterte die Stelle und erkannte den Schlitz im Stoff, dort wo er ihn vermutete. Oder besser, wo er ihn befürchtete. Unter dem Schlitz schimmerte das geriffelte Muster eines Koffergriffes hervor.

»Es ist wirklich alles nur eine Frage der Technik...«, murmelte er zu sich selbst. Er schrak regelrecht auf, als der kleine Junge das kommentierte.

»Sag' ich ja«, stimmte er zu und sprang vom Rand auf seine Füße.

Neiwolf kehrte alleine aus dem Wald hinter dem Zelt zurück. Roubaix tauchte nie mehr auf. Strenggenommen konnte die Truppe gar nicht sagen, ob der Riese seinen Chef überhaupt eingeholt und gefunden hatte. Er sprach nicht darüber, niemals. Auch nicht in den Jahren danach. Dass er ihn sich vorgeknöpft hatte, dafür sprachen die Koffer und Habseligkeiten, die Neiwolf noch in der Nacht aus Roubaix' Wagen zerrte und an den Waldrand warf. Die Truppe blieb nicht lange genug, um zu sehen, ob sie jemand abholte.

Das führt zum zweiten Anhaltspunkt, dass das Nachjagen in der Tat erfolgreich gewesen war. Neiwolf stellte sich bei seiner Rückkehr vor die versammelten Schaustellenden, vor die übel zugerichteten und vor die unver-

sehrten. Er sprach zu ihnen mit einer Stimme, die jeden Akzent verloren hatte und noch eine Oktave tiefer rumpelte als vor seiner Gefangenschaft im Kokon. Er erklärte ihnen leise, aber mit unmissverständlicher Autorität, dass er nun der Direktor dieser Schau sei. Dass ihm alles gehörte. Dass jede Person, die jetzt verschwinden wolle, hervortreten und ihm das ins Gesicht sagen solle.

Niemand wagte das.

Und so ordnete Neiwolf an, dass sie alle von nun an für ihn arbeiteten. Seine erste Amtshandlung war der Befehl zum Abbau. Am nächsten Morgen setzte sich die Karawane aus Kutschen, Transportwagen und Karren in Bewegung Richtung Süden. Zum letzten Mal, wie sich bald herausstellte.

Neiwolf ließ den Tross am Rand einer Großstadt kampieren. Er sah eine leere Wiese nahe eine Hauptstraße, die er für gut befand. Während die Truppe das Zelt aufbaute, machte er sich auf den Weg. In den Cafés und Kneipen fragte er nach dem Besitzer dieser Wiese. Es dauerte nicht lange, bis er die gewünschte Information bekam, mitsamt der Adresse. Vor dem Haus des Mannes, den er nun nur vom Namen her kannte, blieb Neiwolf eine Weile stehen. Er betrachtete sich den stattlichen Bau, der ein wenig in die Jahre gekommen war.

Der Besitzer des Hauses – und der Wiese – meinte sich verhöhrt zu haben. Der unheimliche große Fremde bot ihm an, seine Fassade zu erneuern. Alle Verzierungen wieder herrichten, den Stein säubern, ein paar Säulen dort hinzufügen, wo sie der Architekt offenbar vergessen hatte, und so weiter. Und das alles umsonst? So ein Angebot war zu gut, um keinen Haken zu haben, das wusste der Besitzer. Er fand sich jedoch ungewohnt schüchtern im Gespräch mit dem riesenhaften Mann wieder. Aus irgendeinem Grund schlug er ihm weder die Tür vor der Nase zu noch das Angebot aus.

Drei Tage später sah die Fassade so neu aus, dass der Besitzer jedes Mal beinahe an seinem eigenen Haus vorbeigegangen wäre, wenn er heimkehrte. Er konnte den Unterschied nicht fassen. Alles sah perfekt aus. Dabei hatte er den nun wirklich unübersehbaren Fremden so gut wie nicht bemerkt. Hatte

er nachts gearbeitet? Und wo waren all die helfenden Hände gewesen, die er zweifellos gebraucht hatte?

Zu viele Fragen, zu überraschend dieses phänomenale Geschenk! Und als wäre diese Arbeit nicht aufwändiger gewesen als ein Ei in der Pfanne zu braten, bot ihm der riesenhafte Fremde beim Abschied beiläufig an, auch Hof und Dach für den Besitzer in Schuss zu bringen – wenn ihm dafür die Wiese am Stadtrand überlassen würde.

Die Mitglieder der Schautruppe staunten nicht weniger als der Hausbesitzer, als Neiwolf ihnen mitteilte, dass sie auf der Wiese ein eigenes Theater bauen würden. Sie hielten es für einen Scherz, bis er noch am gleichen Tag begann, die Fuhrwerke zu verkaufen. Mit dem Geld besorgte er Baumaterial, erst ein wenig, hier und da, dann immer mehr. Die Truppe ließ er drei Vorstellungen am Tag im Zelt aufführen. Er selber warf keinen Blick hinein, wenn die Vorstellungen liefen. Er arbeitete dann draußen.

Zuerst schalte Neiwolf das Zelt mit Holzwänden ein, auch wenn er genau wusste, dass dies nur ein Provisorium sein würde. Er versuchte, vom Zelt zu erfahren, wie ihm das gefiel. Doch das Zelt hatte sich vor ihm verschlossen und ihr gemeinsames Band ging verloren. Es schämte sich, weil es ahnte, dass es nun nichts weiter war als eine lächerliche Kopie der Bauwerke, die Neiwolf in seiner ursprünglichen Gestalt geboren hatte. Wie ein schief gepiffenes Kinderlied im Vergleich zu einer Sinfonie.

Damit hatte es Recht. Neiwolf konnte nichts Faszinierendes mehr an seinem Zelt finden. Die Stunden, Tage, Wochen, die er früher mit Freude darin investiert hatte, das Wesen des Zeltes zu verstehen, schienen ihm nun überflüssig. Er durchdrang es in einem Wimpernschlag. Und es war in der Tat nicht einmal ein Schatten seiner eigenen, früheren Werke. Und doch hatte er noch allemal mehr für das Zelt übrig als für Menschen. Er würde das Zelt nicht im Stich lassen, sondern ihm eine Rolle geben. Er verwandelte es Stück für Stück in eine atemberaubende Halle, die jedes andere Gebäude an der Hauptstraße nicht nur überragte, sondern auch stilistisch übertraf. Es wuchs Monat für Monat in die Höhe, wurde breiter, bekam Vorhäuser, Küchen,

Werkstätten. In seinem Zentrum baute Neiwolf ein rundes Amphitheater, über dem die Reste der Zeltplane wie ein unerreichbarer Himmel hingen.

Während mehr und mehr Besucher kamen, um neben der Schau auch die Halle zu bewundern, ließ Neiwolf von den Gewinnen einen Flammofen neben den Werkstätten bauen. Dazu stellte er Schmiede an, die nach kurzer Zeit ihrem neuen Chef staunend bei der Arbeit im Ofen zuschauten. Er behandelte das Roheisen höchstpersönlich, entkohlte es in der brutalen Hitze des Hofen, und hieb am härtesten beim abschließenden Schmieden auf die glühenden Fladen ein. Er zuckte nicht einmal, wenn ihm Funken bis ins Gesicht stoben, weil er zu ungeduldig oder zu unkontrolliert arbeitete.

Jede winzige Narbe auf seiner Stirn und den Wangen trug Neiwolf, als gehörte sie sowieso dorthin. Er heuerte Bauarbeiter an, die mit ihm Metallpfeiler und Streben einsetzten, wo er in den Anfangstagen der Halle noch mit Holz arbeiten musste.

Wenn es keine Vorstellungen gab, wurde das gesamte Grundstück zu einer infernalischen Lärmquelle, angefüllt von Zischen, Hämmern und sich gegenseitig dirigierenden Arbeitern.

Es dauerte kein Jahr und Neiwolfs palastartige Halle mit ihrer Schau war weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt. Von der ursprünglichen Zelttruppe führten alle noch ihre Nummern auf. Mittlerweile gab es doppelt so viele neue Artistinnen, Weltwunder und Zaubereinlagen. Neiwolf stellte einen Direktor ein, drehte seinem florierenden Geschäft den Rücken zu und baute eine weitere Variété-Halle in einer anderen Stadt auf. Und noch eine, und noch eine, bis er in ganz Südfrankreich vertreten war. Er verlegte sich nunmehr darauf, nur noch Pläne für seine Schaupaläste zu entwerfen und sich Bericht erstatten zu lassen über jede einzelne neue Attraktion, die seine Direktoren und Zeremonienmeister einkauften.

Er fand nicht, wonach er suchte.

Schließlich baute sich Neiwolf einen Weg hinein in die Mitte der Pariser Kuriositäten-Theater. Neue Hallen wurden errichtet, die Profite wurden im größer. Aus den Handzetteln über die neuen Nummern in seinen Häusern

wurden dicke Aktenstapel. Hunderte Schaustellende waren bald in seinen Diensten, aber niemand von ihnen hatte das wirklich übernatürliche gewisse Etwas, nach dem Neiwolf Ausschau hielt. Niemand von denen war so wie er. Dabei waren diese Häfen der Andersartigen, der vom Schicksal Belohnten oder Gestraften der beste Ort, um jemanden Zweites wie ihn selbst zu finden.

Er konnte nicht allein sein! Neiwolf erlaubte sich keinen Zweifel. Er war aufgewacht aus dem vernebelten Tagtraum dieser unzähligen Menschenleben. Warum sollten es dann nicht auch Andere geschafft haben?

Zwei Jahre später ging Neiwolf nach England, mit nichts im Gepäck als obszön vielen Banknoten. Die Music Halls in London waren der letzte Schrei, also versuchte er in diesem Umfeld sein Glück. Im Nu waren eine handvoll Hallen in seinem Besitz. Er ließ sich nieder und schmiedete an Verbesserungen seiner Gebäude, um sich vom trostlosen Ausblick abzulenken, dass er vielleicht auf ewig der einzige seiner Art auf dieser Erde sein würde.

Schließlich berichtete man ihm, dass die Amerikaner über dem großen Teich ihre eigenen Shows aufmachten, über die halbe Ostküste verstreut. Die wildesten Geschichten über unfassbare Attraktionen erreichten Neiwolfs Ohr, zweifellos entstellt und übertrieben auf ihrem marktschreierischen Weg zurück in die Alte Welt. Das Vaudeville wurde so oder so zur Mode der Stunde in New York, Philadelphia und Boston. Ob es stimmte, was sich über Feuerschlucker, schwebende Magier und achtarmige Hellscherinnen erzählt wurde, konnte Neiwolf nur überprüfen, indem er sich nach Amerika begab.

Und das tat er. Wie er erwartet hatte, verbarg sich nichts hinter den Gerüchten. Er reiste von einem Ort zum nächsten, sah sich jede Schau an, die er konnte – ohne auch nur einmal das Gefühl zu bekommen, hinter den Gesichtern aus Fleisch und Knochen eine vertraute Seele zu entdecken.

Bis jemand ihm eine Zeichnung des Jungen mit den großen, ernsten Augen zeigte. Ein Bild des Jungen, der nicht verletzt werden kann.

»Es hat mich gefreut«, sagte Neiwolf und bog seinen langen Hals zum Abschied nach unten. »Wie heißt du, mein Junge?«, fragte er.

»Buster!«

Und damit verbeugte sich das Kind vor dem Riesen, setzte zu einem kunstvollen Radschlag an und rannte ohne weitere Worte hinter die Bühne.

Neiwolf blieb sitzen. Er wartete, bis die nächste Nummer begann, bevor er seine langen Gliedmaßen sorgfältig in Gang brachte und am gebannten Publikum vorbei zum Ausgang ging.

Draußen blendete ihn die Sonne.

Er hatte Griffe wie den auf dem Rücken des Jungen schon gesehen. Man schnitt sie von Koffern ab, vernähte den Stoff mit einem Korsett oder einem Brustgeschirr, und zog das Ganze unter der Kleidung an, so dass es das Publikum nicht bemerkte. Es gab immer einen Werfer, oder sogar mehrere, und einen viel kleineren Menschen, der am Koffergriff besonders gut gepackt und durch die Gegend geschleudert werden konnte.

Der Junge war noch so klein, dachte Neiwolf, während er sich an die Helligkeit gewöhnte. Was mochte das Kind wiegen? Kaum mehr als ein Sack Kartoffeln, wahrscheinlich. Seine Eltern hatten für alles gesorgt. Die drei verstanden ihr Geschäft.

Neiwolf seufzte leise zu sich selbst.

Wieder nichts. Er war des Suchens müde. All die Jahre, die er nun schon auf den sonderbarsten Bühnen der zwei Kontinente nach den anderen Gefallenen Ausschau gehalten hatte. Es schien vergebens, müßig. Auch wenn die Sehnsucht nach seinen Kameraden nach wie vor genauso schmerzhaft in ihm brannte wie im Moment seiner ersten klaren Erinnerung im Kokon:

Neiwolf hatte genug.

Er blinzelte, bis das Bild vor ihm scharf und gleißend wurde. Jenseits des Hudson River thronte die Silhouette von Manhattan. Hier stand er, treu und unermüdlich beim Versuch, seine Loyalität einzulösen. Er hatte Luzifer finden wollen, Beelzebub, irgendjemanden von ihnen. Neiwolf wollte ihnen so viel geben und so viel nehmen. Vielleicht mussten sie nicht den gleichen

grässlichen Weg gehen, den das Schicksal für seine eigene Erweckung vorgesehen hatte? Vielleicht konnte er ihnen das ersparen, wenn er sie nur fände?

Der Junge war nur ein Junge. Er war kein Gott, der in Fleisch gefangen auf das Ende seiner Strafe wartete. Der Junge wollte nur spielen, seine Eltern stolz machen und das Lachen des Publikums hören.

Neiwolf zog einen Schlusstrich. Warum sollte er noch länger suchen? Hatte er nicht alles versucht? Und wenn er wirklich der einzige hier war, sollte er dann nicht dieser Welt seinen Stempel aufdrücken, die niemals mehr als ein grotesk unzulänglicher Abklatsch des Himmels sein konnte?

Die Hochhäuser auf der anderen Seite des Hudsons schwiegen, während Neiwolf sie musterte und im Sonnenschein nachdachte. Sie waren tausendmal größer als das Zelt, das Neiwolf in Frankreich gelassen und seit Jahren nicht gesehen hatte. Aber sie waren nicht majestätischer, nicht besser. Neiwolf konnte ihre Masse bis hierhin spüren, kilometerweit über das Wasser.

Und dann entschied er. Er würde hier bleiben, in Amerika. Und er würde tun, wozu er bestimmt war. Es war ihm egal, ob er dafür würdiges Material in die Hände bekam oder mit den klobigen Errungenschaften der Menschen Vorlieb nehmen musste: Holz, Eisen, Stahl, Beton. Was zählte, war sein Können. Er würde zuerst in die große Stadt auf der anderen Seite des Flusses gehen. Er würde ihr Häuser bauen, die die Welt noch nicht gesehen hatte. Es war seine Bestimmung, Schönheit zu erschaffen.

Neiwolfs Suche war zu Ende. Und wenn er doch nicht allein war, sollten doch Andere nach ihm suchen. Er hatte seinen Teil getan.

Immerhin würde er es ihnen leichter machen als umgekehrt. Sie würden seine Werke nicht übersehen können. Sein Genie sollte bis hoch in die Wolken stechen!